HEFT 1 JANUAR 1985 5,- DM C 4143 E

Konkret

WAS IST JOSCHKA FISCHER?

AIDS:

ROSA ZEITEN FÜR SAUBERMÄNNER

in konkret Januar 1985

von Konkret

an Konkret

Nikolausi? Osterhasi! von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Der Durchbruch des Dschäi Eff von Sabine Rosenbladt
Ein Pamphlet voll plumper Demagogie

Rosa wird evangelisch von Martin Dannecker
AIDS – das ist die Wiederentdeckung des monströsen, so gar nicht gewöhnlichen Homosexuellen. Wiederentdeckt hat ihn der »Spiegel«. Der zeigt an der »Homosexuellen-Seuche«, wohin laxe Moral führt. Krankheit, moralisch gewendet, aber verlangt keine Therapie, sondern Reue. Rosa v. Praunheim, Urmutter der Bewegung, war dem Hamburger Nachrichtenmagazin mit einem Schuldbekenntnis zu Diensten. Martin Dannecker antwortet in einem Offenen Brief

Liberalala von Günter Amendt
Wie der Justizminister die Abschaffung des Paragraphen 175 blockiert

Bazar des Widerstands von Jan Morgenthaler
Eigentlich wollte die Sowjetunion vor fünf Jahren den scheiternden Putschkommunisten von Kabul helfen. Profitiert aber hat der Gegner. Im Stammesgebiet entlang der afghanisch-pakistanischen Grenze – der »logistischen Basis der Mudjahedin« – herrscht heute eine »regulierte Anarchie«: Das Volk der Pathanen hat keinen Staat – dafür einen Bazar, wo täglich eine Million Dollar Hilfsgeld in Umlauf gebracht werden muß. Der Bazar ist Lebensnerv, Motor, Magnet und Stimulus in einem, und clevere Händler fahren längst »neue« Waren in ihrem Angebot: Informationen, sowjetische Armeeangehörige, Exkursionen »hinter die russischen Linien«, Flüchtlinge, Pässe und Kunsthandwerk, Dollars, Heroin und Waffen. Dieses Spiel von Nachfrage und Angebot, macht eine »Lösung des Afghanistan-Problems« undenkbar.

Es gibt keine Spaltung in der PLO von Yassir Arafat
Interview mit dem PLO-Vorsitzenden

Ein Türke weniger von Jürgen Saupe

»Winning is the only thing« von Hans Aring

Konkret-ExtraDer Faktor PSY von Ekkehardt Jürgens
Historische Beispiele und aktuelle Bedeutung der Psychologischen Kriegführung

N'existe pas von Karl Kessler

Gewalt der Geschwindigkeit von Paul Virilio
Das grobschlächtigste, meist aber auch einzige Verdikt, unter das 'die neuen Franzosen' bei uns fallen, geht in der Scheinalternative auf: entweder sind sie dumpf-reaktionär, oder sie sind flippig-ahistorisch und damit eigentlich auch wieder rechts. Der Kulturteil der letzten drei Hefte hat den in »Konkret« in diesem Jahr begonnenen Dialog mit Frankreich aufgenommen, um vor allem jene Franzosen vorzustellen und versteckt mitreden zu lassen, denen die deutsche: Rechts-oder-Links!-Heimat keine Herberge sein kann. Diesmal steht, neben Baudrillard, Paul Virilio (geb. 1932 in Paris) im Zentrum, und mit ihnen auch der Merve Verlag, der

seit Jahren jenes französische Denken bei uns bekanntmacht. Paul Virilio ist Architekturprofessor und über seinen Erforschungen der Atlantikbunker, über Technikgeschichte, Kriegsstrategie, Urbanistik... auf die Geschwindigkeit als die (unscheinbare) Gewalt des ausgehenden 20. Jahrhunderts gestoßen. Und seine eher fragmentarischen Schriften lassen sich lesen als ein Versuch der Geschichtsdeutung unterm Blick der Geschwindigkeit.

Terrorist der Philosophie von Uwe Schweikert
Über Jean Baudrillard

Das Unfall-Design
Bilder der geretteten Katastrophe

Sans Soleil - ohne Sonne von Anette Sibelius

Filmtip: Greystoke von Harry Rowohlt
Die Legende von TARZANRegie: Hugh Hudson

Plattentips von Peter Lau
Hier und demnächst gerne wieder Empfehlungen und Tips von einem herrschenden musikalischen Geschmack unseres Landes

Theater: Bummsphallera von Bernhard Schneidewind

Bücher: Tatsächlich würde ich... von Eberhard Hübner
Urs Jaeggi: Versuch über den Verrat. Luchterhand 1984, DM 34,-

Bücher
Prominente nennen neue und alte Lieblinge

Bücher von Christel Dormagen

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 01/85, S. 4

von Konkret

1. Eine Postkarte von Pamela und Helmut Breidenstein aus Krefeld:

Sehr geehrte Damen und Herren, hiermit möchte ich die Zeitschrift KONKRET zum nächstmöglichen Termin abbestellen... Herrn Gremlizas Zynismus ist mittlerweile genauso ärgerlich wie der Kulturteil Ihres Blattes Peinlichkeiten wie Absatz 3, S. 80, Nr 12 sollten vielleicht besser vermieden werden, wenn Sie noch ernst genommen werden wollen

Es ist gewiß wahr, daß KONKRET ohne seine Leser, darunter 20.000 Abonnenten, nicht existieren könnte. Unwahr ist, daß die Leser mit der Erstattung eines monatlichen Unkostenbeitrags von fünf Mark das Recht erwerben, der Zeitschrift und ihren Autoren den Weg zu weisen. Wer KONKRET in der Hoffnung kauft, hier zu finden, was er oder sie sich eh schon gedacht hat, aber mangels Zeit oder Talent nicht aufschreiben konnte, hat nur selten Glück. Ein KONKRET, das sich den Wünschen Urteilen und Vorurteilen einer möglichst großen Zahl von Lesern anpaßte, wäre vermutlich wirtschaftlich erfolgreicher. Und ziemlich überflüssig.

2. Die Karikaturistin Marie Marcks hat sich in einem von Bernt Engelmann herausgegebenen Band »Wir sind so frei« beschwert, daß es bei KONKRET Zensur gebe. Beweis? Vor zwei Jahren wurde eine Zeichnung, die sie für KONKRET gemacht hatte, nicht abgedruckt. Die Redaktion war der begründeten Meinung, die Aussage der Karikatur sei politisch abwegig. Durfte sie das? Und wenn sie nicht darüber entscheiden durfte und darf, ob ein Beitrag in KONKRET erscheint oder nicht: Wozu wird dann eine Redaktion gebraucht?

Vielleicht muß der kleine Unterschied noch einmal markiert werden: KONKRET wird nicht gemacht, um mit bedrucktem Papier Gewinne zu erwirtschaften; KONKRET hat nie von sich behauptet, liberal, ausgewogen oder sonstwie unverbindlich zu sein; KONKRET wird verlegt, weil einer politischen Meinung, die überall unterdrückt wird, Öffentlichkeit verschafft werden soll. Die – viel zu selten erfüllte – Maxime ist: Was gut genug ist, in anderen Blättern erscheinen zu können, taugt nicht für KONKRET.

3. Alle sind ungeheuer schockiert, weil Bonner Politiker von Flick Geld genommen haben. Der Bart, den das Ding hat, kommt bei einem Griff ins KONKRET-Archiv zum Vorschein, Abteilung Radikalauer von Winfried Thomsen:

1972: Mitglieder des Bundestages können auch als Miet-Glieder verwendet werden

1972: Manche Berater eignen sich auch als Abgeordnete

1976: Kleine und mittlere Betriebe, die sich keinen ganzen Abgeordneten leisten können, sollen künftig wenigstens MdB-Anteile erwerben dürfen

4. Kritik aus der Redaktion. Sabine Rosenbladt, die das Interview mit Antje Vollmer (12/84) geführt hatte, beschwert sich über die Titelzeile und das Titelbild:

Die Leistung, einen Beitrag über die Schwierigkeiten von grünen Frauen mit den Klemmchauvis in der Fraktion mit der Spitzmarke »Die grüne Frau schrubbt sich frei« und dem Foto eines, schwabbeligen nackten Wesens, das auf dem Klo seine Unterhose ankokelt, zu garnieren, zeugt von noch weitgehend unbewältigten pubertär-chauvinistischen Defiziten So nicht, Jungs!

Tucholsky erzählt die Geschichte von zwei Hamburgerinnen, die aus »Kabale und Liebe« kommen. Sagt die eine zur andern: »Gott, was Mißvers-tändnisse!« So auch hier: Das nackte »Wesen« war – wir fanden: unverkennbar – ein Mann, und das Bild sollte die andere Titelzeile (»Selbstreinigung in Bonn«) illustrieren. Die Defizite waren also weniger pubertär-chauvinistisch als redaktionell-grafisch.

5. Aus einem Bericht der »Tageszeitung«:

Ab März will das ZDF zur Dallas-Sendezeit die Zuschauer in das »Motel S« umdirigieren; in der mit den Amerikanern koproduzierten Serie wird das lustige Treiben in einem Motel geschildert, das Sterbehilfe als Dienstleistung anbietet Die Zeitschrift KONKRET berichtet in ihrer jüngsten Ausgabe von Vertragsverhandlungen...

Die Geschichte in KONKRET (12/84) war Fiktion, von A bis Z erfunden. Nicht um andere hereinzulegen, sondern um zu zeigen, was für möglich gehalten wird. Und die »TAZ« hat gegen diese Möglichkeit immerhin noch rebelliert. Denunziert

sind nur die, die dazu geschwiegen haben.

6. Wie viele andere meldete auch die »Ibbenbührer Volkszeitung«:

»Neuer Natur-Chef«

Ist Gott nun auch in Ibbenbühren tot? Nein, nur der ehemalige Chefredakteur von KONKRET Manfred Bissinger, ist Chefredakteur des Öko-Magazins »Natur« geworden.

Konkret 01/85, S. 5

an Konkret

Küßchen, Küßchen

KONKRET 12/84: Mitteilungen, Punkt 6, Seite 4 betr.: »Stern«, Nr. 44, »Bruno Bruni«

Aus tiefster Seele aufs Papier gerotzt. Sehr gut. Und jedem »Stern«-Leser damit eins rechts und links um die Ohren, daß es nur so kracht. Hat mir gut getan, Ihr Süßen. Weiter so!! Eure

GABI AMEND

GIESSEN

Rampensau

KONKRET 12/84:

An die Konkret(en)!

Nach dem für meinen Geschmack eher muffig-mies bis selbstfeierischen Novemberheft nun eine herrlich interessante Dezemberausgabe! Gratulation u.a. zu dem Artikel von Cora Stephan! Da würd ich jedes Wort unterschreiben - bis auf eines: Bitte, was ist eine »Rampensau«! Wenn es jemand ist, der wie J. Fischer scharf denken, brillant reden kann und vor allem! einen beachtenswerten Sinn für eine Tugend hat, die – ach, leider! – so vielen Frauen aufgrund ihres ständigen Kampfes gegen das Nicht-ernstgenommen-werden verlorengeht, nämlich Humor, tja, dann muß wohl mein nächstes Ziel im Leben sein, eine Rampensau zu werden.

Einem O. Schily, dem grünes Volk für seine Leistungen in der Anhörung von - na, wie heißen die denn dann? Vielleicht: - Bonner Starferkeln noch in Jahrzehnten dankbar sein sollte, und einem J. Fischer, der eben von Natur aus mit dem entsprechenden Körperteil ausgestattet ist, denen ist zumindest nicht ein solcher Faux pas unterlaufen wie den Grünen Frauen in jener TV-Sendung vor einigen Monaten in einem Kuhstall, die an softig-weiblich-bloß-nicht-auf-den-Tisch-hauen!-ökomatschiger Stupidität wohl kaum zu überbieten war.

Es grüßt partei-, konfessions-, kinder-, aber nicht humorlos eine Frau, die wohl unter diesen Umständen für grüne Madonnen keine echte mehr sein kann.

HEIKE MACHNIK

ESSEN

Neurosen

KONKRET: Kultur von Christel Dormagen

Christel Dormagen. Kann sie über nix anderes als über Bücher schreiben? Dann, hoffe ich, sind ihre drei Monate bald um. Wiederkäuerin.

WERNER GÖRISCHK

FREISTATT

KONKRET 11/84: Kulturteil

Ein paar Fragen und Gedanken zu drei Berichten im Kulturteil.

1. Seite 62-65 von Herbert Nagel

Was ist daran aufklärerisch? Was soll damit verändert werden? Wo bleiben Erklärungen, Werturteile? Soll das vielleicht Poesie sein? Ist das erdacht, oder stellt die Schreibe Tatsachen dar? Könnte Herbert Nagel seine Einweisungserlaubnis (ich gehe von Tatsachen aus) nicht zurückziehen, um seine alltägliche Neurose auf der Bühne (Straße) aufzurühren?

2. Seite 66-69, von Thomas Kapielski

Daß man sich damit abfindet, daß man scheißen muß, ist noch lange kein Grund, darüber zu schreiben. Soll das eine Performance der Druckerschwärze sein? Wo ist hier der Sinn, das Ziel? Information?

3. Seite 74-79, von Michaela Ott

Dieser Artikel steht doch heftig im Raum, mitten im blauen Himmel.

Da muß ich ja empört sein!

Hier vermisse ich den gesellschaftspolitischen Aspekt, zumal ich über Musik und Theater nicht vom »Verschwinden« (S. 78), sondern von Sammlung, Verdichtung und Transport denke, spreche. Können Performance-Künstler überhaupt von dieser Kunst leben? Wer sieht und hört sich sowas an?

Hat Kunst nicht immer schon gegengesteuert gegen herrschende Tendenzen? Und wenn keine Gegensteuerung in der Kunst abläuft, wird Kunst denn nicht auch zur Ware, wie ein Stück Seife? Sollte im Kulturteil nicht eine klare positive Position vertreten werden? HORST KUMMER

BREMEN

Erstklassig

KONKRET 12/84: »Mord ? Allerdings!« Von Peggy Parnass

Da hat die gute Peggy Parnass wieder einmal eine saubere Reportage gelandet. Selbst ich als Betroffener war fasziniert, meine eigene »Story« so konkret zu lesen... aber etwas anderes als erstklassigen Journalismus habe ich bei ihr auch nie erwartet.

Eine interessante Unterlassung, für die die Autorin nichts kann, wäre allerdings nachzutragen: Die Strafe von 875 DM nimmt sich geradezu niedlich aus zu den etwa 8000 DM »Kosten und notwendige Auslagen«, die ich nun zu berappen habe. Das vernichtet ganz schlicht meine Existenz. Damals verlor ich meinen Job, heute zwingt man mich zum Konkurs.

Die finanzielle Ruinierung scheint ganz gezielt Teil der juristischen Strategie gegen kritische Leute und Bewegungen zu sein. Wer frech wird, gehört ruiniert. Basta!

HORST STOWASSER

WETZLAR

Schlimm

KONKRET 12/84: »Kopf- Wäsche« – Leitartikel von Hermann L. Gremliza

Schlimm ist, daß sich die Empörung über diesen Skandal in Grenzen hält, ja daß sogar Journalisten für ihre Berichterstattung über diesen Skandal an den Pranger gestellt werden.

Wie sagte es schon einmal der ehemalige Bundespräsident Dr. Dr. Gustav Heinemann: »Es sind die Intellektuellen, die Schriftsteller und Wissenschaftler, die den Herrschenden unbequem werden, wenn sie mit wachem Gespür für die Schäden und Gefahren ihre Stimme erheben. Gelänge es den Selbstzufriedenen, sie zum Schweigen zu bringen, so wäre das verhängnisvoll. Im Gegenteil: Ihr Aufdecken der Wirklichkeiten, ihr Drängen nach besseren Wegen muß von uns aufgenommen und Gemeingut eines breiten Bewußtseins werden.«

BARBARA GIEGERICH

HOLZKIRCHEN

Utopien

KONKRET 11/84: »Ziemlich vertraulich«

Diese Bombe hat mich angeregt, über eine neue Politik und über Wege, zu einer entschlossenen antiimperialistischen Bewegung zu kommen, nachzudenken. Utopien fielen mir genug ein: Fünfhunderttausend Antiimps, die aus allen Teilen der Bevölkerung in ihrem Bewußtseinsprozeß soweit sind, daß Sie sich mit der Drohung vor der Bannmeile aufstellen, den Bundestag zu stürmen und zu besetzen, wenn die Bundesregierung nicht unverzüglichst einleitende Maßnahmen trifft, die Pershings aus Deutschland zu schaffen und die geplante Wehrdienstzeitverlängerung zu widerrufen. Das Organisieren und Durchführen solcher Aktionen würde ich Offensive nennen: wir bestimmen die Schlagzeilen. Doch wer übernimmt die Verantwortung für solche Aktionen? Anscheinend fühlt sich keiner veranwortlich, denn ab da kennt der Staat keinen Spaß: Die Aktionen würden den wahren Charakter des Staates provozieren: Bundesgrenzschutz Polizei und Besatzungsmächte? würden ihr Bestes geben. Verhaftungen? Notstand? Ausnahmezustand? Endlich mal Unruhe? Endlich mal Gummigeschoße? Endlich auch mal in Deutschland?

RALPH SEGERT

BOCHUM

Schwachsinn

KONKRET 12/84: Klatsch

Gratuliere zu der ersten mir bekannten Schwachsinns-Nummer von KONKRET, insbesondere was die Abteilung »Klatsch« in Nr. 12 anbetrifft. weiter so, dann tut ihr endlich was gegen die Auflage

ROLF ALTERAUGE

BRD

40 Millionen

KONKRET 12/84: »Null Block auf Nicaragua?« von Michael Schilling

Ob und wieviel die Grünen »von den 40 Millionen auf denen sie hocken« nach Nicaragua überwiesen haben, weiß ich nicht. Und Sie wissen es sicher auch nicht. Da sollten Sie lieber die Grünen selbst fragen. Daß aber die Grünen sich für Nicaragua engagieren, auch materiell, können Sie nachlesen z. B . in den »Wupper Nachrichten« vom 30.11 .1984. Da gibt es u.a. einen Spendenaufruf für den Wiederaufbau einer von Contras zerstörten Landkooperative. Wollen Sie evtl. Spenden für Nicaragua nach ideologischen oder parteipolitschen Herkünften bewerten? Wir meinen, daß jede Mark dem sandinistischen Nicaragua nützt, egal ob sie aus sozialdemokratischen oder anderen demokratischen Taschen kommt. Ich bin sicher, daß auch die KONKRET-Redaktion etwas dazu tun wird.

WERNER KLAMMER

WUPPERTAL

Kopfwichse

KONKRET 12/84:

Seit über einem Jahr lese ich KONKRET, weil ich der Meinung war oder bin, daß nur diese Zeitung eine wirkliche Alternative zur üblichen Tatsachenmanipulation durch die anderen »Medien« sein kann. Nach über einem Jahr muß ich aber feststellen, daß die Zeitung diesem Anspruch immer weniger gerecht wird, denn sie zieht sich durch ihre Sprache und ihr Niveau immer mehr auf eine Höhe zurück, die höchstens noch von solchen Leuten erreicht werden kann, die gegenüber den Lügen und Umdeutungen der etablierten Medien relativ immun sind.

Ist es denn wirklich notwendig, eine solche Flut von Fremdworten zu verwenden und Artikel derart kompliziert zu gestalten, daß Leuten, die kein Studium absolviert haben, dadurch ernsthafte Schwierigkeiten bereitet werden?

Ihr habt die Friedensbewegung kritisiert, weil sie sich zugunsten einer Selbstbeweihräucherung der Mitglieder von jeder politischen Effektivität entfernt hat. Nun gestaltet ihr Eure Zeitung so, daß sie allenfalls jenen zur Lektüre dienen kann, denen man nicht mehr erzählen braucht, daß Kohl ein Kapitalistenknecht ist, weil sie es ohnehin längst wissen. Viele der Beiträge, z.B. im Kulturteil, sind Musterbeispiele von Kopfwichserei. Wenn Ihr je den Anspruch gehabt haben solltet, einen Beitrag zur politischen Aufklärung leisten zu wollen, solltet Ihr Euch doch, bitteschön, in Eurem Niveau, nicht in Euren Inhalten, etwas mehr den Menschen annähern, bei denen eine solche Aufklärung wirklich nottut.

FRED WERNER

SYKE--SCHNEPKE

Leos Notopfer

KONKRET 9184 - Retourkutsche.- Leo Brawands Klage über Unternehmer-Söhne, die KONKRET lesen

Erst im »Rückblick« des »manager magazin« erfahre ich, daß Ihr Euch solche Sorgen um mein Seelenheil macht. Dazu zwei Anmerkungen:

Erstens pumpert es links bei mir nicht unter der Diners-Karte sondern unter der American Express. Grund: Ich habe für die mal eine Testimonialwerbung gemacht und das Honorar mit der gesamten Redaktion verspeist und vertrunken. Zweitens waren steuerbegünstigte Anlagen in Berlin durchaus marktkonform für uns Soziale Marktwirtschaftler, wobei ich allerdings einiges Geld verloren habe; »Berlin-Notopfer.«

Und noch eine Frage: Seid Ihr womöglich mit dem lieben Theo (Sommer) jetzt durch, und ist jetzt Leo dran? Schöne Grüße Euer

LEO BRAWAND

HAMBURG

Weltrevolution

KONKRET 12184: »Management muß dabei sein« von Michael Stötzel

Der Bericht zeugt nicht von einer intimen Kenntnis von Politik und Arbeitsmarkt, eher von einer phantasielosen Begriffsstutzigkeit für Zusammenhänge und Konsequenzen.

Daß die Zeiten der Streetfighter und Hausbesetzungen, des alltäglichen Kampfes gegen herrschende Mißstände sich zu einer neuen Äußerlichkeit gewandelt haben, von deren Wellen wohl kaum einer nicht neu gewellt wurde, scheint M. Stötzel mit dem bleichen Licht der Erkenntnis jetzt zu durchfahren. Zerbricht ihm da seine Hoffnung auf die baldige Realisierung der Weltrevolution, weswegen er jetzt resigniert die Aktivisten von gestern »Kleinstbürger« schimpft? Oder aber hat er die Schamschranken zur Mittelständigkeit der Mittelständigen schon lange hinter sich gelassen, so daß er sich heute in der fetten Sahnecreme der Elite suhlt?

Seine überaus klugen und wortwitzigen Äußerungen beweisen zumindest ein sehr elitäres Denken.

Daß ein ehemaliger Hausbesetzer heute ein Unternehmen, das Altbaumaterial verkauft, betreibt, empfinde ich als ganz logische Konsequenz. Denn nirgends lernt man das Altbaumaterial so schätzen, wie in einem Altbau und nirgends hat man mehr davon Gebrauch gemacht als in den besetzten Häusern. Wovon sollten denn die ganzen Instandsetzungsarbeiten geleistet werden?

ELISABETH HILLEBRAND

BORNHEIM-MERTEN

Konkret 01/85, S. 8

Hermann L. Gremliza

Nikolausi? Osterhasi!

Zur Zeit wählen fünf bis zehn Prozent der wahlberechtigten Bundesbürger die grüne Partei. Was denken sie sich dabei? Was wünschen sie? Den Umsturz der- Produktionsverhältnisse? Die Gemeinschaft der Gemeinden mit einem Gott/Göttin in der Mitte (R. Bahro)? Die Brechung der Systemlogik? Eine andere Republik?

Ach, Pustekuchen! Neun Zehntel dieser Wähler wollen, was sie schon haben, ein bißchen anders: mit weniger Atomwaffen, Smog, Tierquälerei, Strahlenkrebs, Auto-Staus, Korruption und Hungerbildern; mit mehr Rente, Bafög und Datenschutz. Sie wollen, was die Sozialliberalen ihnen vor fünfzehn Jahren versprochen und nicht beschert haben «

Aber »die neuen sozialen Bewegungen« von Anti-AKW bis Pro-Frieden? Laßt uns ehrlich sein und den Plural streichen: Es waren doch immer dieselben, vor Brokdorf, auf den Rheinwiesen, beim Volkszählungsboykott; und ihre Anführer hatte man früher beim KBW, beim KB, bei der DKP, beim Sozialistischen Büro und im Kinderladen gesehen. Was da vorneweg zum Parteitag der Grünen in Hamburg aufmarschierte, war schon ziemlich erwachsen, bevor die »neuen Bewegungen« grünten. Neu ist bloß, daß man sie nun auf einem Haufen hat: zusammengehalten vom unbefleckten Thema Ökologie und von Wahlerfolgen, die keiner der ehemaligen Sektenkader je zu erträumen gewagt hätte.

Das hat mit seinem Wirken der Helmut Schmidt getan. Dieser Gröflaz, die größte Flasche von allen sozialdemokratischen Parteiführern aller Zeiten (und das will was heißen!), hat die SPD entzaubert. Anstatt, wie es einem Sozialdemokraten wohl angestanden hätte, unter den Zwängen des Systems sichtbar (und folgenlos) zu leiden, schwang er sich zu dessen Propagandisten auf. Schmidts SPD = links, wo die Scheckkarte steckt. »Das Romantische im Menschen« Joschka Fischer, das »Herz« Rudolf Bahros, die schöne Illusion sog. junger Menschen, die SPD wollte, wenn sie nur könnte, ganz anders - sie mußten sich neue Träger suchen. Den Rest besorgte der zweite Gründungsvater der Grünen, Hans-Dietrich Genscher, in kongenialer Weise. Jungsozialisten gibt es nur noch auf dem Papier, Jungdemokraten nicht mal mehr dort. Die Jusos der achtziger Jahre sind die Grünen.

Und wie sich die Schlachten gleichen. Was beim Juso-Bundeskongreß vor fünfzehn Jahren »Doppelstrategie«, »Systemüberwindung« und »Reformismus« hieß, heißt im Dezember 84 bei den Grünen »Basisbewegung«, »Fundamentalismus« und »Realpolitik«. (Karsten Voigt und Wolfgang Roth zählten übrigens damals zu den Linken, den Systemüberwindern und Doppelstrategen.) Die Jungsozialisten fanden keinen Weg zu den »Lohnabhängigen«, die Grünen suchen ihn gar nicht mehr: »Wir sind ja eine bürgerliche Partei, sind - mit wenigen Ausnahmen - keine Proletarier, die von unten hoch wollen. Das spüren die anderen besser als wir, dafür haben sie ein feines Gespühr«, sagt der grüne Bundestagsabgeordnete Hubert Kleinert.

Das gibt es also doch noch, auch wenn drei Parteitage lang nicht die Rede davon war: Klassen. Und wenn die »bürgerliche« in irgendeiner Weise sinnvoll von der »proletarischen« unterschieden werden soll, wird das Wort »Besitzverhältnisse« nicht umgangen werden können. Demnach wird eine bürgerliche Partei als eine definiert werden dürfen, die an diesen, die Ordnung der Gesellschaft in oben und unten bestimmenden Verhältnissen nicht rütteln will.

Nun haben aber doch in Hamburg die anderen gesiegt, die Ebermänner und Vollmer-Frauen; ihr fundamentales Papier genoß sogar Mehrheitsmeinung, und auch die drei Sprecherposten im Parteivorstand gingen mit 2,6 zu 0,4 an die »Fundis«? Man schämte sich halt noch ein bißchen, zierte sich. Die Kurve vom Molly am Bauzaun zum GO-Antrag im Gesamtdeutschen Ausschuß war noch zu eng, nur was für echte Laudas, sprich: Joschkas.

Doch die »Zukunft der Grünen« ist vorgezeichnet, und keineswegs so, wie Ebermann und Trampert sich das wünschen. Man läßt sich nicht ungestraft von Millionen mittelmäßig erboster SPD- und FDP-Wähler (und einer Dunkelziffer christdemokratischer Oberförster) in die Parlamente wählen. Die verlangen Tribut, nämlich das, was Herbert Wehner »die Anpassung an die Stimmungslage der Wähler« nannte und uns demnächst als die Pflicht der Grünen, »unserer Basis nicht vorauszueilen«, wiederbegegnen wird.

Ebermann, Vollmer, die Öko-Sozialisten und Fundamentalisten, die das System umkrempeln wollen, brächten es an der Wähler-Basis allein mit ihren Positionen auf die bekannten 1,5 Prozent. Und so werden sie, über kurz oder etwas länger, von der Mehrheit ihrer Partei auch behandelt werden. Mancherorts schon heute: An die zehn mal auf einer Druckseite heißt der frisch ergrünte Cohn-Bendit die Frankfurter Fundamentalisten »Bolschewisten«. So wird das Mausoleum zur Rotisserie.

Die Grünen der Zukunft sind eine sozialliberale Partei, die sich den Forderungen ihrer publizistischen Mentoren vom Dritten Programm, vom »Spiegel«, vom »Stern«, von der »Frankfurter Rundschau« und der »Tageszeitung« nach »Verantwortungsbereitschaft« und »Politikfähigkeit« nicht verschließt. Sie wird den Rechts- und Sozialstaat nach Kräften

verteidigen, den Rüstungsetat dämpfen, die Staatsgewalt ein wenig zügeln und auf schonende Behandlung von Ausländern dringen. Es gibt Schlimmeres.

Die »Bolschewisten« aber, hinausgesäubert von den Trabanten des Frankfurter Schmuddelkinder-Stalins, werden anderswo wieder mal von vorne anfangen - um die Erfahrung bereichert, daß aus einem grünen Osterhasen auch dann kein roter Weihnachtsmann wird, wenn man ihm Marxens Bart vorbindet.

Konkret 01/85, S. 10

Nachrichten

Oh Tannenbaum

Zwar ist es richtig, daß westdeutsche Förster in der Vorweihnachtszeit verkündeten, daß ein Weihnachtsbaum in der Stube nicht zum Tod des Waldes beitrage, sondern vielmehr den gesunden Waldbestand schütze, weil das Schlagen der Weihnachtstannen den notwendigen Platz für die kräftigen Bäume schaffe – »Jeder gekaufte (!!! *d. Red.)* Weihnachtsbaum ist sogar ein Waldpfennig«, meinte der Förster Hans Sönksen aus Schleswig-Holstein – aber einer Verifizierung bedarf noch die Vermutung, daß die intensive Nutzung von Spanplatten in der deutschen Möbelindustrie nur getragen ist von der hehren Absicht, unsern kranken Wald wieder gesund zu pflegen.

GI-Shirts

Nürnberg ist die Stadt der T-Shirt-Bewegung. Nicht nur, daß man hier ein Hemdchen, das für Hitlers European Tour in den Jahren 1939-45 wirbt, kaufen konnte (siehe auch KONKRET 11/84), auch andere wohlfeile Aufdrucke werden bevorzugt in Läden angeboten, die nicht zu knapp von GIs frequentiert werden. Als Souvenir an Vietnam und vielleicht auch als Antizipation künftiger Taten ist das Leibchen mit dem Aufdruck »KILL A COMMIE FOR MOMMY« (etwa: Töte einen Kommunisten für die Mammi) gedacht.

Zum 100.

In Madrid wurde kürzlich ein »Komitee Adolf Hitler« (KAH) zur »Vorbereitung der Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag des Führers« im Jahre 1989 gegründet. Alle Anzeichen – nicht zuletzt die Anwesenheit des mittlerweile verhafteten Michael Kühnen – deuten darauf hin, daß es dabei um den Versuch geht, die im November 1983 verbotene ANS/NA auf europäischer Ebene zu organisieren. In einem Rundschreiben Kühnens waren bereits Anordnungen getroffen worden, welche »Sektionsleiter« für die verschiedenen Teile Europas tätig werden sollen. Die Kreissparkasse Borken verweigerte sich ebenfalls nicht der Unterstützung dieser Aktion und richtete den Kühnen-Leuten unter dem Stichwort »KAH« ein Konto für »sachbezogene Spenden« ein.

Frauen raus

Die westdeutschen Behörden gehen offenbar verstärkt dazu über, ausländischen Frauen, die nicht bei ihren Ehemännern leben, einen weiteren Aufenthalt in der BRD unmöglich zu machen. Von diesen Maßnahmen sind in der Regel auch die Kinder der Frauen betroffen. Nicht selten sind es auch Frauen, die vor ihrem gewalttätigen Mann in ein Frauenhaus geflohen sind. Beispielhaft für die Ausweisungspraxis ist der Fall einer Jugoslawin aus Salzgitter, die sich nach Mißhandlungen von ihrem Mann getrennt hatte und Sozialhilfe in Anspruch nehmen mußte. Zwar hatte sie eine Arbeitserlaubnis beantragt, aber die wurde ihr mit der Begründung verweigert, daß es nicht klar sei, ob ihre Aufenthaltsgenehmigung überhaupt verlängert werde. Die Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis wurde schließlich wegen des Bezugs von Sozialhilfe abgelehnt.

Stromlos

Nach einem Bericht des US-amerikanischen Nachrichtenmagazins »U.S. News und World Report« droht im bevorstehenden Winter zehntausenden von US-Bürgern, die nicht in der Lage sind, die gerade in letzter Zeit häufig erhöhten Energiekosten zu tragen, die Sperrung der Strom- und Gasversorgung. »Die Situation ist ernst, weil nach Angaben von Fachleuten alte Rechnungen für Strom und Gas in Höhe von 500 Millionen Dollar noch nicht bezahlt sind«, heißt es in der Zeitschrift. Und: »Die Probleme halten an, weil viele, die ihre Arbeitsplätze zur selben Zeit verloren haben, als die Heizkosten steil anstiegen, immer noch arbeitslos sind.« So stieg beispielsweise in Baltimore (Maryland) die Zahl der Haushalte, die ihre Rechnungen nicht bezahlen konnten, auf 43000.

Farbenwechsel

Die südkoreanische Fluggesellschaft Korean Air Lines (KAL) kommt jetzt unter neuem Namen – sie heißt jetzt Korean Air – und neuen Farben daher. Bei der Direktion der Fluggesellschaft erklärte man das unter anderem mit der rapiden Abnahme der Fluggäste, die offenbar nicht bereit sind, sich den zu »Navigationsfehlern« neigenden Piloten anzuvertrauen.

Differenzen

Über die Kosten für die Erforschung und Entwicklung von Weltraumwaffen gibt es erhebliche Meinungsverschiedenheiten. Während eine private New Yorker Forschungsgruppe die Kosten zwischen 400 und 800 Milliarden Dollar bezifferte, bestritt General James Abrahamson, der im US-Verteidigungsministerium die Abteilung zur Entwicklung von Weltraumwaffen leitet, diesen Ansatz. Abrahamson räumte ein, daß die Kosten erheblich seien, aber noch sei es zu früh, sie auch endgültig zu beziffern. Die US-Regierung geht derzeit von Forschungs- und Entwicklungskosten für die neuen strategischen Verteidigungssysteme von 26 Milliarden Dollar bis 1989 aus. Der Kongress hat der Regierung für 1985 1,4 Milliarden Dollar bewilligt.

Schlußstrich

Dem Bürgermeister des österreichischen Fremdenverkehrsortes Mayrhofen, Hausberger, wurde die Einreise in die USA wegen seiner Zugehörigkeit zu einer SS-Infanteriebrigade, einem Mordkommando zur »Säuberung des Hinterlandes von Juden, Zigeunern und Bandenverdächtigen« verwehrt. Zu seiner Tätigkeit zählte auch die Räumung des Judengettos Slonim, bei der 4.000 Juden ermordet wurden. Die Wiener Journalistin Silvana Konieczny führte gemeinsam mit zwei Kolleginnen eine Straßenbefragung zum Fall Hausberger durch. Acht Prozent der Befragten vertraten die Meinung, daß der Angehörige eines SS-Sonderkommandos nicht geeignet sei, das Amt eines Bürgermeisters zu bekleiden, während 23 Prozent ihn für tragbar hielten, und 69 Prozent »endlich nach 40 Jahren einen Schlußstrich ziehen wollen.«

Ach wie schön

'Ernte in Afrika' ist in diesem Jahr das von der bekannten Künstlerin Kathia Berger gestaltete Motiv des Erntedanktellers der Deutschen Welthungerhilfe. Bei Sammlern und Kunstfreunden fanden bereits die beiden früheren Motive 'Ernte in Deutschland' (1982) und 'Ernte in Afrika' (1983) großen Anklang. Ernte in Afrika fügt sich dank seiner harmonischen Farbgestaltung hervorragend in die Sammlung ein. Ein unerläßlicher Geschenktip.« Der »harmonischen Farbgestaltung« steht die Realität wieder mal ein wenig im Wege: Nach Angaben der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) hat sich die Versorgung der afrikanischen Bevölkerung mit Fleisch seit 1970 drastisch verschlechtert. Rein statistisch teilten sich 1970 je zwei Afrikaner ein Rind und ein Schaf. 1981 dagegen – neuere Zahlen liegen noch nicht vor – kamen hingegen auf je drei Einwohner dieses Kontinents ein Rind und ein Schaf .

Schuldenfrei

Die NPD, seit zwölf Jahren in den roten Zahlen – was ihr natürlich aus verschiedenen Gründen überhaupt nicht gefallen konnte – ist wieder flüssig. Durch die 200.000 Wählerstimmen, die ihr bei der Wahl zum Europaparlament zufielen, erhielt sie aus dem Bundeshaushalt 1,8 Millionen Mark Wahlkampfkostenrückerstattung.

Tot, aber deutsch

Die im Mai '85 anstehende 40. Wiederkehr der Beendigung des Krieges in Europa soll in Bonn in besonderer Weise begangen werden. Die Bundesregierung hat eine Vorlage gebilligt, nach der in Bonn eine »Nationale Gedenkstätte für die Kriegstoten des deutschen Volkes« errichtet wird. Der »Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge«, von dem die Initiative für diese Gedenkstätte ausgegangen ist, hat auch schon genaue Vorstellungen, wem hier in welcher Reihenfolge gedacht werden soll: Gefallene (deutsch) und Kriegsgefangene (deutsch), Geflüchtete (deutsch), Vertriebene (deutsch) und die Opfer (deutsch) der Gewalt.

Schwesternschaft

Feministinnen aus mehreren Ländern haben jetzt in New York ein Institut (»Sisterhood is Global«) gegründet, das die Situation der Frauen in Krisengebieten untersuchen und den Frauen helfen soll. Auf der Konferenz wurde ein Alarmsystem geschaffen: Es soll Frauen beistehen, die wegen ihres Eintretens für die Rechte der Frau zensiert, eingesperrt, gefoltert, ins Exil getrieben oder verfolgt werden. Zu den Frauen in Krisengebieten zählen die Feministinnen: palästinensische Frauen, Frauen und Kinder in der Sahelzone, Frauen, die unter der südafrikanischen Apartheid leiden, Frauen in den Krisengebieten Mittelamerikas und Frauen von Minderheiten in den USA, »die unter den Beschneidungen des Sozialsystems unter der Reagan-Regierung leiden.« Das Institut plant daneben noch Aktionen gegen Fluglinien und Reiseunternehmen, die den Sex-Tourismus fördern.

Knabberzeug

Die Unesco ist in Wiener Flüchtlingslagern dazu übergegangen, geschlechtsspezifische Nahrung zu verteilen: Frauen und Kinder aus Afghanistan bekommen extra geschmacksarme Proteinkekse, damit sie wenigstens etwas zu beißen haben. Die Hilfsorganisation hatte nämlich feststellen müssen, daß sich die afghanischen Männer nicht nur mit den ihnen zugedachten Portionen begnügen, sondern auch noch die ihrer Frauen und Kinder verzehren.

Radikalauer

Von Winfried Thomsen

Nichts gegen das Waldsterben: man sieht die Pershings dannbesser.

*

Die Post gibt eine Sondermarke zur Gleichberechtigung heraus: O yeah, the Lady is a Stamp.

*

Ausländern wird der Zuzug von Kindern unter Null Jahren auf Krankenschein verboten .

*

Als Chef der Bier-Seidel-Stiftung kann sich Otto Wiesheu jetzt endlich um Deutschland in den Promillegrenzen von 1937 kümmern.

*

Bei den Salzburger Festspielen erleben wir eine Uraufführung: »Der Bettelpräsident« von und mit Walter Scheel.

*

Die Umwelt bleibt lebenswert: auch Atombomben dürfen nur noch mit Katalysatorautos transportiert werden.

*

Auf Weisung des Bundesinnenministers wird der Main umgetauft: Uranoco.

Konkret 01/85, S. 12

Sabine Rosenbladt

Der Durchbruch des Dschäi Eff

Ein Pamphlet voll plumper Demagogie

Geißler: Die Finanzierung der Nazis durch Flick ist eine schlimme Geschichte gewesen. Ich finde es im übrigen auch nicht schön, wenn die Demonstrationen der Friedensbewegung von den Geldern der DKP geschmiert werden.

Fischer: Haben Sie kein Problem bei mir.

Aus dem »Spiegel«, Dezember '84

Gemeinsamkeit zweier Demokraten: Flick finanziert Himmler und die DKP steckt auch Geld in die Friedensbewegung. Gezeichnet Heiner Geißler und Joschka Fischer. Kein Problem?

Wenn aber der Abgeordnete Fischer/Frankfurt, vormals Mitglied der Gruppen »Revolutionärer Kampf« und »Putz und Chaos«, betont lässig zum Rednerpult des Hohen Hauses schlurft, kommen rebellische Vorfreude und rechte Wut auf. Wird er die Regierung beleidigen wie damals, als er die ein »pfälzisches Gesamtkunstwerk« nannte, »welches in barocker Opulenz so langsam versumpft«? Oder den Bundestag, den er einmal als »unglaubliche Alkoholikerversammlung« würdigte, »die teilweise ganz ordinär nach Schnaps stinkt«? Oder den Herrn Innenminister, dessen Verhalten gegenüber Ausländern er schon »in einem ganz persönlichen Sinne moralisch verkommen« hieß? Gar den Präsidenten des Bundestags, mit Verlaub? Muß der Abgeordnete Fischer wieder mal zur Ordnung gerufen oder ausgeschlossen werden, dieser Flegel, dieser Lümmel?

Gemeinsamkeit der Demokraten – unerträglich? Hinterm Bundeshaus, auf dem Fußballplatz, treten zum Spiel gegen die sowjetische Mannschaft von Dnjepr Dnjeproptrowsk in den gleichen Trikots an: CSUler, Christ-, Frei- und Sozialdemokraten sowie, auf Linksaußen, Joseph Fischer. Da biegt der 36jährige nervös das stramme Knie, für die Fotografen gern auch ein zweites Mal, und ist ganz Sportskamerad: »Ich hab Lampenfieber wie früher in der A-Jugend.«

Früher – damit hat er manchmal noch Problemchen. In der Fragestunde möchte MdB Fischer wissen, ob es zutrifft, daß das Bundeskanzleramt beim Verfassungsschutz sog. Erkenntnisse über die Vergangenheit des Grünen angefordert hat. Staatssekretär Vogel antwortet: Man habe sich bloß über Fischers frühere publizistische Tätigkeit informieren wollen; urd da die Frankfurter Szene-Zeitschrift »Pflasterstrand« im Bundespresseamt nur »in vereinzelten Exemplaren« vorhanden gewesen sei, habe man eben die Verfassungsschützer um Amtshilfe gebeten.

Das Resultat dieser Bemühungen war allerdings recht kläglich. Flammende Aufrufe für den bewaffneten Kampf, auf den die pfälzischen Gesamtkünstler wohl spitz waren, wurden nicht entdeckt. Was nicht ihre Schuld ist: Joschka Fischer hat dergleichen auch in seinen radikalsten Tagen nicht verfaßt. Vielleicht, wenn er damals geahnt hätte, daß so ein militantes Nebensätzchen von anno 74 zehn Jahre später im Bundestag... Denn nun langt's natürlich nicht zu einer »Spiegel«Story, sondern nur zu einer Meldung in der »FAZ«. Besser als gar nichts.

Anschließend, in eins der Lederfauteuils der Lobby gefläzt, kokettiert er mit der alten Zeit: »Der da, in der roten Mütze, das ist der Tilman Fichter. Der arbeitet gerade an der Geschichte des SDS. Und dahinter siehst du Peter Lorenz, den 'Gefangenen der Bewegung 2. Juni'.« Er findet's auch irgendwie schick, mit KONKRET zu sprechen, das seine Frankfurter Freunde das >?Zentralorgan des Bolschewismus« nennen: »Sowas reizt mich grade, obwohl du natürlich nachher ein Pamphlet voll plumper Demagogie verfassen wirst.«

You can call me a son of a bitch, as long as you spell my name correctly – die erste Regel aller PR-Arbeit beherrscht er im Schlaf. So ein schöner böser Angriff von »dogmatisch-links« käm ihm nicht schlecht zupaß, ja er ärgert sich sogar ein bißchen, »daß ihr mich erst jetzt zur Kenntnis nehmt«. Überhaupt: Links findet er viel schwerer Resonanz als rechts, sogar seine eigene Bundestagsfraktion ließ sich lange Zeit nicht mitreißen. »Der Durchbruch«, sinniert er, »der Durchbruch, das war die Wörner/ Kießling-Rede.« Der Durchbruch zur Prominenz, zur Galionsfigur der »Realpolitiker«, zum Lieblingsgrünen der Talk-Shows und des »Spiegel«.

Die »rasanten Brüche« in seiner Biografie wundern den früheren Häuserkämpfer selber noch ein wenig, aber erstens kann er die Anpassung ganz radikal formulieren (»Wie man gleichzeitig ins Parlament wollen und sich total verweigern kann, das geht mir nicht in den Kopf. Da bin ich vielleicht zu einfach gestrickt. Wer reingeht, muß auch mitmachen«), und zweitens war der »Bruch« nicht halb so »rasant«. In einem Artikel unter der Überschrift »Warum eigentlich nicht?« schrieb er schon 1978 über seine Frankfurter Sponti-Szene:

»Die Perspektivlosigkeit, das Rumhängen, das Nicht-wissen-was-tun wird immer unerträglicher. Die Luft im Getto ist zum Ersticken, und die Wirklichkeit hat sich durch unseren Rückzug auf uns selbst auch nicht verändert. Was Wunder also, daß die Möglichkeit, realpolitisch endlich wieder etwas zu machen, mit anderen Leuten außerhalb des Gettos wieder

zusammenzukommen, zu organisieren etc., vielen ein Rettungsanker erschien.« Und Fischer wußte, was das hieß: »Nun erhält man nichts umsonst in dieser Gesellschaft. Die Beteiligung an der Macht, auch die erkämpfte, kostet ihren Preis.« Den wollte er nun aber »eigentlich doch« zahlen.

Damit ein Bruch draus wurde, der Aufsehen erregen konnte, wurde die Polit-Freizeit der Sponti-Ära nachträglich mit einem Hauch von Morgenrot aufgeputzt: »Wenn man Tag und Nacht und sieben Tage in der Woche hinter der Revolution herackert, da weiß man nach sieben Jahren nicht mehr, was Wahn und was Wirklichkeit ist, und man beginnt sich selbst zu verlieren.«

Da paßte es gut, daß in jenen Jahren Karl Marx aus der linken Mode kam und von dem französischen Servus-Philosophen André Gorz (»Abschied vom Proletariat«) abgelöst wurde. Endlich konnte man wieder »links« sein und sich »organisieren«, ohne irgendeinem Internationalismus oder nationalen Klassenkampf anhängen zu müssen. Auch Joschka durfte nun den »guten, alten Antiimperialismus« der westdeutschen Linken belächeln und Vietnam als die große Enttäuschung ablegen: »Unsere Revolution gab es einfach nicht.« Zu und zu schade, denn dann konnte man naturgemäß auch »niemals gesiegt oder zumindest mitgesiegt« haben.

Kurzum: JF (sprich: Dschäi eff) entschloß sich, Realradikalreformpolitiker zu werden (sprich: reinzugehen und mitzumachen), zu siegen oder wenigstens mitzusiegen. Die »neuen sozialen Bewegungen« und die aus oder auf ihnen wachsende grüne Partei boten eine exzellente Chance: Kein Programm, dreiundzwanzig »Theorien« und Emotionen zuhauf – da wurden noch Führer gesucht. Und die Natur hatte den Joschka Fischer mit guten Gaben ausgestattet: Attraktiv, schlagfertig, redegewandt, ein bißchen Hallodri und doch sympathisch. Dazu die undogmatische Aufmachung nach Rebellen-Art mit Windjacke und Ein-Tages-Bart sowie einer Vollversammlungs-Stimme, die die Luft durch den Kehlkopf preßt, bis er vibriert, und damit noch Banalitäten den Klang aufwühlender Provokationen verleiht. Auch Joschka kannte seinen Dutschke.

Alles schien aufs beste bestellt. Bis diese »Basis« kam, mit ihrer fatalen Neigung, »mit Vorliebe die Häuptlinge zu guillotinieren« (Fischer). Auf dem Hamburger Parteitag hatten die Delegierten ihre »Promis« zunächst so satt, daß ein Antrag, die Redner durch Los zu bestimmen, eine glatte Mehrheit fand und den unglücklichen Joschka von der Rednerliste ausschloß. So mußte der Tribun der »Realos« (»Ich würd mir schon zutrauen, das Ding hier rumzudrehen«) erst Rudolf Bahros religiöse Schäumereien über sich ergehen lassen (»Als der sprach, spürte ich schon den Revolverlauf im Genick«) und – ich vermute: schweißgebadet – mit anhören, wie tölpelhaft seine politischen Freunde sich in die Minderheit argumentierten. Wie muß er gelitten haben, als die reale hessische Landtagsabgeordnete Marita Haibach bekannte, bei der SPD gebe es »doch auch gute Menschen, die anderen nichts Böses zufügen wollen« .

Als nun die andere Seite, die Fundamentalisten, vom Losglück begünstigt und von Antje Vollmer (Fischer: »Jeanne d'Arc auf evangelisch«) optimal vertreten, so sehr über die Realos dominierten, daß der Unterhaltungswert der Diskussion drastisch sank, wollten die Delegierten schließlich doch noch ihren Joschka hören. Und er nutzt den Augenblick. Die Fotografen kreisen ihn ein, verstellen die Sicht aufs Podium, die Basis buht – und Fischer, der Fotogene, herrscht die Lichtbildner an: »Also wirklich, ich find's auch beschissen, daß ihr hier rumsteht. Geht endlich mal weg!« Der arme Promi, der keiner sein will.

Und er bringt's. Zwar will die Mehrheit auch nach seiner Rede immer noch nicht mit der SPD koalieren, aber eine Parteizukunft ohne ihren Joschka möchte sie auch nicht. Also beschließen sie, obwohl ein »Meinungsbild« gerade eine Mehrheit für den Antrag der »Fundis« angezeigt hatte, einen Kompromiß, der jeglicher »Strömung« gestattet, so weiterzumachen wie bisher. Der Bundestagsabgeordnete Joseph Fischer ist zufrieden, »sogar hochzufrieden« und – man lernt ja dazu – lobt die Versammlung: »Dies war für mich der bisher politischste Parteitag, 'ne qualifizierte Werbung für grüne Kultur, mit allen Verrücktheiten und teilweise bis an die Schmerzgrenze gehenden Auseinandersetzungen. Die Realpolitiker haben nicht gewonnen, aber die Partei wollte auch nicht, daß diese Strömung mehr behindert wird als die andere.«

Im April wird Fischer, obwohl er die Rotation nach zwei Parlamentsjahren für dumm hält, angeblich »mit Genuß« rotieren. Er fühlt sich da an seine Entscheidung erinnert, nach sieben Jahren »revolutionären Kampfes« sechs Jahre lang »im wesentlichen nur Taxi zu fahren und zu leben«. Das sei ihm damals »nicht schlecht bekommen« (und der Vergleich wird ihm heute nicht schaden: er braucht jetzt Gesten des Verzichts). Allerdings wird er auch als »Wegrücker« in Bonn bleiben und sich auf 1987 vorbereiten, denn »natürlich« schließt er nicht aus, weitere Ämter bei den Grünen zu übernehmen: »Aber daß ich nun unbedingt Minister werden will, das ist doch lächerlich, das könnte der Otto, ich nicht.«

Noch Wünsche? Ja, eine »Auflösung der Blöcke, ein Ende der seit Jalta festgelegten bipolaren Weltstruktur«, die tatsächlich schon bröckelt, wie er an »Protestbewegungen wie Solidarnosc und Friedensbewegung« bemerkt haben will. Einen Atomkrieg wird es nicht geben, den hält er wegen der nuklearen Abschreckung für »unmöglich«. »Feindbilder« hat er »keine mehr. Reagan? Nein, hab ich mir abgewöhnt. Das haben wir bei den Terroristen gesehen, was dabei rauskommen kann. Das will ich nicht.«

Und was ist nun mit der SPD? »Was gegenwärtig zwischen denen und uns abläuft, ist ein Kampf auf Biegen und Brechen. Es könnte sein, daß die Existenz der Grünen, wenn wir uns weiterentwickeln, zum Ende der klassischen Volkspartei SPD führt. Es kann aber auch sein daß wir uns als eine grüne USPD auf dem Weg der SPD in die Postmoderne erweisen.« Und ernsthaft: »Wär dir ein Oskar Lafontaine als Bundeskanzler nicht lieber?«

Vielleicht lieber, vielleicht weniger lieb, vielleicht aber eigentlich doch – was weiß man schon:

»Die Grünen wollen etwas Richtiges, ohne noch das entscheidende Transformationsproblem gelöst zu haben, nämlich: Wie können wir den Leuten klarmachen, daß es so nicht weitergeht? Ich finde, wir stehen da erst am Anfang, als daß wir schon sagen könnten, so wollen wir es. Denn woran die Linke weltweit in den Metropolen krankt, das ist, daß mit dem Wegfall der Systemalternativen gleichzeitig auch die Zielorientierung irgendwo verloren gegangen ist. Ich muß dir ehrlich sagen, ich hab da mehr Fragen als Antworten.«

Also genau die richtige Voraussetzung, den militärisch und ökonomisch zweitmächtigsten Staat der kapitalistischen Welt mitzuregieren.

Konkret 01/85, S. 16

Martin Dannecker

Rosa wird evangelisch

AIDS – das ist die Wiederentdeckung des monströsen, so gar nicht gewöhnlichen Homosexuellen. Wiederentdeckt hat ihn der »Spiegel«. Der zeigt an der »Homosexuellen-Seuche«, wohin laxe Moral führt. Krankheit, moralisch gewendet, aber verlangt keine Therapie, sondern Reue. Rosa v. Praunheim, Urmutter der Bewegung, war dem Hamburger Nachrichtenmagazin mit einem Schuldbekenntnis zu Diensten. Martin Dannecker antwortet in einem Offenen Brief

Liebe Rosa,

Du hast also nicht widerstanden, sondern dem »Spiegel« geliefert, wonach er verlangte. Dort suchte man nach der heftigen Kritik an den homosexuellenfeindlichen Übertreibung des letzten AIDS-Artikels einen Verbündeten. Dieser sollte homosexuell sein, einen nicht ganz unbekannten Namen haben, vor allem aber bereit, das vom »Spiegel« angestimmte Menetekeln fortzusetzen. Dein Beitrag zeigt, daß der »Spiegel« aus seiner Sicht eine glänzende Wahl getroffen hat. Du brandmarkst die scheinbar so lockeren Sitten *der* Homosexuellen und bezichtigst *die* Homosexuellen der Gleichgültigkeit im Umgang mit AIDS. Du gibst vor, als Bruder zu Brüdern zu sprechen und wiederholst doch nur, was vor Dir auch Nicht-Brüder ausgedrückt haben: Für Homosexuelle sind die Zeiten des aufrechten Ganges und erhobenen Hauptes vorbei. Die neue Parole lautet: Klein machen und anpassen. Glaubst Du wirklich, daß all das, was in den vergangenen Jahren sich in vielen Köpfen bewegt hat, wegen AIDS unwahr geworden ist? Dabei zeigt die Debatte um AIDS doch gerade, daß nichts von dem, was auch Du einmal wolltest, damals als wir an dem Film »Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt« gearbeitet haben, wirklich eingelöst ist. Auch darüber hättest Du schreiben können. Stattdessen legst Du ein öffentliches Bekenntnis ab und beteuerst, daß ja alles nicht so gemeint gewesen sei.

Ich habe mich beim Lesen Deiner Thesen plötzlich an eine lange zurückliegende Szene erinnert. Vor ungefähr zwanzig Jahren ging ich in Stuttgart über den Schloßplatz. Dort stand ein Mann auf einer umgedrehten Obstkiste und missonierte für eine der in Württemberg so zahlreichen evangelikalen Gruppen. Er wetterte über die moralische Verkommenheit der Welt und ließ die Passanten wissen, daß es auch um ihn einmal schlimm bestellt war. Ein paar Sätze des Eiferers sind mir wieder eingefallen. Er rief: »Auch ich habe gesoffen. Auch ich habe gehurt. Aber nun ist Jesus in mein Herz eingekehrt und ich bin von meinen Lastern befreit.«

Mich hat diese öffentliche Selbstbezichtigung peinlich berührt. Deine Thesen können diese verschüttete Szene nur deshalb evoziert haben, weil sie ihr in Struktur und Gestus gleichen. Du legst stellvertretend für die Homosexuellen ein Schuldbekenntnis ab und identifizierst Dich dadurch mit den offenen und versteckten Angriffen auf die Homosexuellen in den vergangenen Wochen. Wie jede Identifikation wirkt auch die Identifikation mit dem Aggressor entlastend. Zu bekommen ist diese Entlastung jedoch nur um den Preis der Unterwerfung.

Auch nach mehrmaligem Lesen Deiner Thesen ist mir nicht klar geworden, von wem Du eigentlich sprichst. In Deinem Artikel sind Innen- und Außenwelt völlig ungetrennt und Du springst beständig zwischen einem völlig unbestimmten »Wir« und einem ebenso unbestimmten »Ich« hin und her. Wer ist das Kollektiv, von dem Du behauptest, es würde »die Krankheit« beschönigen und sich an jeden rettenden Strohhalm klammern »zum Schutze unserer Promiskuität«? An wen denkst Du, wenn Du schreibst, »wir haben wenig richtig und viel falsch verstanden«? Kategorisch rufst Du aus: »Wir müssen unser Verhalten ändern.« Weißt Du eigentlich, wie *die* Homosexuellen sich verhalten? Vielleicht verhalten sich viele von ihnen schon längst so, wie Du meinst, daß sie sich verhalten müßten!

Ich fürchte, Du verstehst von dem Krankheitsbild AIDS und dem Virus, das mit ihm in Zusammenhang gebracht wird, zu wenig. Daran könnte es auch liegen, daß Du AIDS zu einer gigantischen Metapher stilisierst, obgleich Du den fulminanten Essay von Susan Sontag erwähnst, in dem Sie gegen den metaphorischen Umgang mit Krankheiten polemisiert. Hättest Du ihn nur gelesen, dann hättest Du auf der ersten Seite einen Satz gefunden, der als Motto für den Umgang mit AIDS genommen werden sollte. Susan Sontag sagt dort, daß der metaphorische Umgang mit einer Krankheit krank macht und »daß die ehrlichste Weise, sich mit ihr auseinanderzusetzen – und die gesündeste Weise krank zu sein – darin besteht, sich so weit wie möglich vom metaphorischen Denken zu lösen, ihm größtmögliche Widerstandskraft entgegenzusetzen«.

Bei Dir aber wird AIDS zu einem mysteriösen Übel, von dem eine auserwählte Gruppe befallen ist: »Warum trifft es uns Schwule, so fragen wir uns, jahrhundertelang verfolgt, gedemütigt und bestraft.« Wer so fragt, wird keine Antwort erhalten. Er drückt jedoch tiefverwurzelte Schuldgefühle aus und benützt AIDS als ein Vehikel, die Homosexualität einmal mehr in eine metaphorische Schuld zu überführen.

Unmetaphorisch betrachtet läßt sich über AIDS bislang so viel sagen: Das für AIDS verantwortlich gemachte Virus hat durch ein Ereignis, das Zufall zu nennen nur deshalb angeht, weil wir noch nicht wissen, wie es sich wirklich verhielt, Eingang in die Gruppe der homosexuellen Männer gefunden. Es hätte genau so gut irgendwo anders sich einnisten können. Die Ausbreitung des Virus unter homosexuellen Männern hängt, da es nun einmal sexuell übertragbar ist, mit den in

gewissen Regionen der Subkultur üblichen Verkehrsformen zusammen. Der stabil hohe Anteil an homosexuellen Männern unter den Erkrankten ist darauf zurückzuführen, daß sie in der Regel nur mit ihresgleichen sexuelle Kontakte haben.

Erwähnt man die Verkehrsform eines Teils der homosexuellen Subkultur, muß man von den Orten sprechen, in denen promiskes Verhalten gepflegt und befördert wird. Auch Du versäumst es nicht, auf die Promiskuität hinzuweisen. Das haben vor Dir auch schon die Epidemiologen und Virologen getan, die die Promiskuität einen Risikofaktor nennen. Bei Dir wird die Promiskuität jedoch umstandslos zu einem moralisch minderwertigen Verhalten. Dadurch, daß Du aus den statistisch-epidemiologischen Kategorien »Risikofaktor« und »Risikogruppe« moralische Kategorien machst, stigmatisierst Du das gesamte Kollektiv der Homosexuellen. Du zögerst nicht zu schreiben, »jede Ansteckung, die wir verursachen, kann fahrlässige Tötung sein«. Nein, Rosa: Wir haben nicht alle AIDS. Die Homosexuellen haben ein höheres Risiko, an AIDS zu erkranken. Das macht einen entscheidenden Unterschied. Die Philister werden sich aber für Deine Transformation epidemiologischer Kategorien in moralische bedanken.

Selbstverständlich ist für jemand, der mit vielen verschiedenen Partnern sexuelle Kontakte hat, das Risiko, sich eine sexuell übertragbare Krankheit zu holen, größer, als für jemand, der nur mit wenigen Partnern Sex hat. Auch ist für ersteren die Wahrscheinlichkeit größer, ohne sein Wissen Träger des Krankheitserregers zu sein. Ist das aber schon, wie Du zu glauben scheinst, eine moralische Ungeheuerlichkeit? So kann man doch nur argumentieren, wenn man der Ansicht ist, die Sexualität sei an sich eine moralisch zweifelhafte Angelegenheit.

Ich bin kein besonderer Freund von Analogien, weil sie zumeist nicht sehr weit tragen. Gleichwohl will ich hier auf die Teilnahme am Straßenverkehr verweisen, weil ich glaube, daß das Beispiel nicht zu konstruiert wirkt. Wenn ich ein Auto benutze, gehe ich ein Risiko ein, mich und andere zu gefährden. Das duldet angesichts der hohen Zahlen der im Straßenverkehr Verletzten und Getöteten keinen Zweifel. Das Risiko der Fremd- und Selbstgefährdung wird um so größer, je häufiger ich am Straßenverkehr teilnehme bzw. je mehr Kilometer ich innerhalb einer bestimmten Zeiteinheit fahre. Stehe ich aber deshalb, weil ich mein Auto häufiger benutze und somit sowohl aktiv als auch passiv das Risiko eines schlimmstenfalls tödlichen Unfalls erhöhe, moralisch niedriger als andere? Wohl kaum, es sei denn, man hält Autofahren an sich für eine Untat.

Du hättest also schon radikaler sein müssen, um einzulösen, was Du versprochen hast, nämlich Deinen Lesern zu sagen, was zu tun sei. Ich nehme jedoch an, Du schrecktest davor zurück oder hast es selbst als absurd empfunden, den Homosexuellen zu empfehlen, auf alle sexuellen Kontakte miteinander zu verzichten. Moralisch wird ja nach Deiner Argumentation jetzt die Masturbation! Stattdessen läßt Du Deine Leser wissen, daß Du jetzt »oft am Nachmittag mal ein Stündchen in die Sauna« gehst, dabei aber immer vorsichtig und äußerst wählerisch bist. Ist der Besuch einer Sauna am Nachmittag deshalb gesünder, weil dann nur Künstler, Intellektuelle und Studenten anwesend sind, oder wie sollen wir Dein Rezept verstehen?

Mit magischem Denken, liebe Rosa, ist AIDS gewiß nicht beizukommen. Auch nicht mit der Parole, auf die Du Dich neuerdings kaprizierst: Erst reden, dann ficken. Ich übergehe, daß Du damit suggerierst, die Homosexuellen seien insgesamt eine sprachlose Meute. Die Mehrzahl der Homosexuellen verhält sich schon längst so, wie Du vorschlägst. Sprechen wir aber ruhig von jenen ausgewählten Bereichen der Subkultur, in denen es so zugeht, wie Du generell behauptest, in denen also der sexuelle Kontakt dem sprachlichen Kontakt vorausgeht.

Der Verzicht auf Sprache kann als Ausdruck der größeren Triebnähe verstanden werden, die mit der Homosexualität in unterschiedlicher Ausprägung zusammenzufallen scheint. Auch wenn das so ist: Die Sexualität der Homosexuellen wird dadurch nicht weniger gesund, weniger reif oder weniger richtig als die der Heterosexuellen. Wenn es einen Unterschied zwischen Heterosexuellen und Homosexuellen gibt, dann dürfte der in der größeren Triebnähe der letzteren liegen. Ich sage das, auch wenn das gegenwärtig nicht opportun erscheint, und möchte dazu gerne eine Stelle von Freud paraphrasieren. Freud spricht dort über den Unterschied zwischen dem Liebesleben der Alten Welt und dem unsrigen und meint, daß in der Antike der Akzent auf dem Trieb gelegen hätte, wir ihn aber auf das Objekt verlegten. »Die Alten feierten den Trieb und waren bereit, auch ein minderwertiges Objekt durch ihn zu adeln, während wir die Triebbetätigung an sich geringschätzen und sie nur durch die Vorzüge des Objektes entschuldigen lassen.« Man braucht nur anstelle der »Alten« Homosexuelle einzusetzen und man begreift die Differenz des Umgangs mit dem Trieb zwischen Heterosexuellen und Homosexuellen. Diese stärkere Akzentuierung des Triebes unter Homosexuellen ist keineswegs gleichbedeutend mit einer unmäßigen Triebhaftigkeit. Sie scheint mir jedoch eine der Wurzeln für den geheimen Neid, ja Haß auf Homosexuelle zu sein. AIDS gibt den Moralisten einen Trumpf in die Hand, weil sie zeigen können, was bei einem solchen Umgang mit dem Sexuellen herauskommt. Dich mitten unter den Verteidigern der kulturellen Sexualmoral zu finden; wird nicht nur mich überrascht haben. Wir mußten in den letzten Wochen beobachten, daß der alte Haß auf Homosexuelle wieder virulent wird. Das mag für diejenigen überraschend sein, die glaubten, er sei überwunden. Er war jedoch in den vergangenen Jahren nur tiefer verdrängt und begegnet uns jetzt im Gewande der Gesundheitsfürsorge wieder. Das gilt freilich auch für den Selbsthaß der Homosexuellen, was man an Deinem Beitrag für den »Spiegel« ablesen kann. Sollte sich im Gefolge von AIDS der Selbsthaß der Homosexuellen mit dem Haß auf sie verbünden, dann ist Schlimmes zu befürchten.

Tiefer Pessimismus ist angebracht, wenn schon einer wie Du, der dieser Gesellschaft in den vergangenen Jahren in der Rolle des Hofnarren immer wieder die Wahrheiten sagte, zum Narren zu werden beginnt.

In immer noch herzlicher Verbundenheit

Dein

Martin Dannecker

Martin Dannecker ist 2. Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung. 1974 veröffentlichte er gemeinsam mit Reimut Reiche die empirische Studie »Der gewöhnliche Homosexuelle« (erschienen bei Fischer). 1978 »Der Homosexuelle und die Homosexualität« (Syndikat). 1984 ist erschienen: Engel des Begehrens, Zur Sexualität der Figuren in Hubert Fichtes Werk. In: Der Körper und die Sprachen. Hg. H.-J. Heinrichs (Qunram).

Konkret 01/85, S. 18

Günter Amendt

Liberalala

Wie der Justizminister die Abschaffung des Paragraphen 175 blockiert

Um es von Anfang an und ein für allemal klarzustellen: Die Entscheidung, ob Homosexualität weiter unter Strafandrohung stehen wird, hat mit Wissenschaft und Sexualwissenschaft nichts zu tun. Ferner muß eine Banalität wiederholt werden. Homosexuelle bilden eine Minderheit, sie sind deshalb auf unabsehbare Zeit offener und verdeckter Diskriminierung ausgesetzt. »Der Gesetzgeber aber kann darüber entscheiden, ob ein Stück Verfolgung und Benachteiligung *von staatswegen* aufgegeben werden soll – oder nicht.« So hat es der Hamburger Sexualforscher Prof. Gunter Schmidt 1981 in einer Anhörung der FDP-Fraktion im Deutschen Bundestag formuliert, und so ist es.

Weil es sich um eine politische Frage handelt, haben sich drei Parteien entsprechend politisch festgelegt. Neben den »Grünen« und der DKP tritt auch die FDP in ihrem Parteiprogramm von 1980 für eine Streichung des Paragraphen 175 ein.

Nach dem Regierungswechsel rückte zwar ein FDP-Mitglied auf den Posten des für eine Strafrechtsreform zuständigen Justizministers, doch der setzte die Akzente anders. Engelhard hielt das Problem in der Schwebe und verschob die von seiner Partei versprochene juristische Lösung auf eine ferne Zukunft. So konnte er auch jenen Parteistrategen entgegenkommen, die das Thema Homosexualität als wichtige »FDP-spezifische« Bürgerrechtsfrage in Reserve halten wollen. In der Öffentlichkeit läßt sich überzeugend vertreten, daß in der gegenwärtigen Wendekoalition an eine Abschaffung des einschlägigen Paragraphen nicht zu denken ist. Die Schuld daran läßt sich leicht auf den christlichen Koalitionspartner schieben, denn der steht dazu.

Diese Strategie konnte jedoch nur aufgehen, wenn und solange sich der Justizminister nicht öffentlich von der Programmaussage seiner Partei distanzierte. Warum sollte er? Solange ihn niemand um eine Stellungnahme bitten würde, gab es keinen Grund, den profilmäßig günstigen Schwebezustand aufzuheben. Jetzt ist Engelhard um eine Stellungnahme gebeten worden, und schon ist es passiert. Ausgerechnet die wohl konservativste unter den Homosexuellenorganisationen in der BRD, der »Verband von 1974«, hat den Minister herausgefordert, und der vermasselt seiner Partei auch noch dieses Thema.

Wie es denn mit der versprochenen Strafrechtsreform stehe, wollte der Herrenclub mit Sitz in Hamburg wissen.

Ein Sachbearbeiter im Ministerium (4044/1-20 999/84) beantwortet am 9. Oktober 1984 das Schreiben vom 24. September 1984 mit dem ausdrücklichen Hinweis, es habe dem »Herrn Minister« vorgelegen. Es »muß hier zunächst die weitere Entwicklung beobachtet werden«, tönt es aus dem Justizministerium.

Damit *hat* Engelhard sich von der Programmaussage seiner Partei distanziert, was umso schwerer wiegt, als der FDP-Minister eine unhaltbare Begründung nachschiebt. »In neuerer Zeit wird zwar von Seiten der Sexualwissenschaften die Ansicht vertreten, daß sowohl die Gefahr einer sexuellen Verhaltensprägung Jugendlicher als auch die Gefahr psychischer Entwicklungsstörungen ausgeschlossen werden könne.« Soweit richtig; unter anderem auf diese Erkenntnis stützte sich der FDP-Parteitagsbeschluß. Doch dann heißt es weiter im Antwortschreiben des Ministeriums: »Die wissenschaftliche Diskussion ist allerdings noch nicht so weit gediehen, daß hier von einem gesicherten Erkenntnisstand gesprochen werden kann.«

Was da etwas umständlich als »Gefahr einer sexuellen Verhaltensprägung« umschrieben wird, zielt auf eine der ältesten und zugleich simpelsten Fragen in diesem Zusammenhang: Gibt es eine Verführung zur Homosexualität?

Eines Tages wird die FDP erneut in aller Unverfrorenheit Experten zu einer Anhörung zusammentrommeln – selbes Thema, selbe Fragestellung.

Gibt es homosexuelle Verführung? Ja, wäre die Antwort.

Gibt es eine Verführung zur Homosexualität? Nein, wäre die Antwort, wenn man jene Wissenschaftler fragen würde, die zumindest heute noch als potentielle Sachverständige infrage kommen.

KONKRET hat Sexualwissenschaftler in der BRD befragt, nicht im naiven Glauben, gestützt auf deren Kompetenz, eine politische Entscheidung beeinflussen zu können, sondern hilfsweise, um wenigstens deutlich zu machen, daß auf den Stand wissenschaftlicher Erkenntnis sich niemand berufen darf, der die Abschaffung des Paragraphen 175 verhindern will.

Eine Verführung zur Homosexualität gibt es nicht, das ist der »gesicherte Erkenntnisstand«. Darauf hat bereits Gunter Schmidt in der Anhörung vom 5. Mai 1981 hingewiesen. Es gibt unterschiedliche Erklärungsversuche über die Entstehung der Homosexualität. Alle Ansätze aber stimmen in einem Punkt überein: »Eine homosexuelle Entwicklung ist festgelegt, lange bevor sie dem Individuum klar und in seinen Wünschen, Fantasien und Verhalten manifest wird – lange vor. der Pubertät, ja schon vor der Einschulung« (Schmidt).

Vor genau zehn Jahren sind die beiden Frankfurter Sexualforscher Reimut Reiche und Martin Dannecker mit diesem Ergebnis an die Öffentlichkeit getreten. Sie konnten sich dabei auf eine der – auch international – bedeutendsten empirischen Studien zur Homosexualität stützen. Vom Norden bis zum Süden der Republik würde eine neuerliche Anhörung nichts anderes zutage bringen. Dem würde sich der Leiter der »Sexualmedizinischen Forschungsstelle am Klinikum der Universität Kiel« Prof. Reinhard Wille ebenso anschließen, wie der Sexualwissenschaftler Götz Kokott, Oberarzt an der Universitätsklinik München.

Das sagt Prof. Eberhard Schorsch, Leiter der »Abteilung für Sexualforschung«, Hamburg, ebenso wie Prof. V. Sigusch, Direktor der »Abteilung für Sexualwissenschaft«, Frankfurt. Der Sexualpädagoge Prof. Helmut Kentler, Hannover, und der Rechtssoziologe Prof. Rüdiger Lautmann, Bremen würde wie Prof. Herbert Jäger, Frankfurt, Experte für Sexualstrafrecht, nichts anderes sagen.

Aber auch international und da nur im Blick auf unsere nächsten Nachbarn ist Lehrmeinung: Es gibt keine Verführung zur Homosexualität. Das gilt für die führenden Sexualforscher in Dänemark ebenso wie für die Schweizerische Kommission zur Reform des Sexualstrafrechts, die jüngst erst vorgeschlagen hat, das Jugendschutzalter zu senken, was, auf~ die BRD übertragen, einer Streichung des Paragraphen 175 gleichkäme. Das gilt auch für die Niederlande und die Deutsche Demokratische Republik. In dem von Prof. Walter Friedrich, Leiter des Leipziger »Zentralinstitut für Jugendforschung« und Prof. Kurt Starke herausgegebenen und soeben beim VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften erschienenen Buch »Liebe und Sexualität bis 30«, schreibt der Sexualpädagoge und Studienrat Dr. Kurt Bach: »...es gibt sowohl heterosexuelle als auch homosexuelle Verführung, aber es gibt ebensowenig eine Verführung zur Homosexualität (wenn man heterosexuell ist) wie es keine Verführung zur Heterosexualität gibt, wenn man homosexuell ist.« Selbst der als manischer Homosexualitätsforscher bekannte Endokrinologe Prof. Günther Dörner (Berlin, DDR) würde, weil seine obskuren Theorien auf der Annahme vorgeburtlicher Abweichung beruhen, in den Chor der Neinsager einstimmen.

Es gibt keine Verführung zur Homosexualität. »Wir treffen hier auf einen für die Humanwissenschaften ungewöhnlichen Tatbestand«, sagte Gunter Schmidt seinerzeit in der Bonner Anhörung, »Genetiker, Endokrinologen, Psychiater, Psychoanalytiker verschiedener Ausrichtung, Sozialwissenschaftler, Kliniker und Nichtkliniker sind sich bei aller sonst kontroverser Auffassung in diesem Punkt einig.« Nur der Bundesminister der Justiz glaubt sich derart geballtem Expertenwissen entziehen zu dürfen. Recht hat er, denn im Kontext politischer Entscheidungen zählt ein noch so gesicherter Erkenntnisstand nichts, wenn er nicht geeignet ist, die vorgegebenen politischen Ziele zu legitimieren.

Also müssen neue Experten und frische Expertisen her, die die jeweilige Position des jeweiligen Ministers bestätigen und, falls politisch gewünscht sogar vorschlagen, das Strafalter wieder heraufzusetzen. Ganz leicht wird es nicht sein, solche Experten zu finden. Aber unmöglich auch nicht. Was sich im Schatten der AIDS-Debatte vollzieht, deutet die Stoßrichtung der neuen, sich wissenschaftlich gebenden Argumentation bereits an. Die von Homosexuellen ausgehende Gefahr wird vom Psychischen ins Somatische verlagert, anstelle der Verführungs- wird eine Verseuchungstheorie propagiert. Kretins mit akademischem Grad gibt es genügend in dieser Republik.

Konkret 01/85, S. 20

Jan Morgenthaler

Bazar des Widerstands

Eigentlich wollte die Sowjetunion vor fünf Jahren den scheiternden Putschkommunisten von Kabul helfen. Profitiert aber hat der Gegner. Im Stammesgebiet entlang der afghanisch-pakistanischen Grenze – der »logistischen Basis der Mudjahedin« – herrscht heute eine »regulierte Anarchie«: Das Volk der Pathanen hat keinen Staat – dafür einen Bazar, wo täglich eine Million Dollar Hilfsgeld in Umlauf gebracht werden muß. Der Bazar ist Lebensnerv, Motor, Magnet und Stimulus in einem, und clevere Händler fahren längst »neue« Waren in ihrem Angebot: Informationen, sowjetische Armeeangehörige, Exkursionen »hinter die russischen Linien«, Flüchtlinge, Pässe und Kunsthandwerk, Dollars, Heroin und Waffen. Dieses Spiel von Nachfrage und Angebot, macht eine »Lösung des Afghanistan-Problems« undenkbar.

»Was ist nur los mir Dir?«, fragte um 327 vor unserer Zeitrechnung eine griechische Frau per Kurier ihren berühmten Sohn, dem in den wilden Bergen des heutigen Afghanistan einfach nichts gelingen wollte.

Alexander der Große sandte ihr zur Antwort und ohne Kommentar vier Kriegsgefangene aus der Gegend. Die Königsmutter lud zu einem großen Essen, denn sie wollte von den fremden Gästen wissen, warum es ihrem Sohn nicht gelinge, die »Afghanen« zu unterwerfen. Wie es damals Sitte war, erkundigte sie sich zuerst danach, wer denn der Führer der vier sei. »Ich«, meinte der erste und stand auf, »ich bin der König«. Gleichzeitig erhoben sich aber auch der zweite, der dritte und vierte: »Ich bin der König!« – »Nein, Königin, hören Sie nicht auf den, ich bin der König!« und schon stürzten die vier aufeinander los und begannen sich zu balgen. Die Königin hatte verstanden und ließ Alexander wissen: »Spar Deine Kräfte, mein Sohn, zieh weiter.«

Diese Geschichte erzählen sich die Pathanen beidseits der von den Briten 1893 mitten durch Stammesgebiet gezogenen Grenze zwischen Afghanistan und Pakistan noch heute voller Stolz. Wie die Kurden, Berber oder Nuer haben sich die sieben Millionen Pathanen der Grenzregion den Widerspruch zwischen Staat und Gesellschaft »ersparen« können. Nie ließen die Pathanen eine sie dominierende Zentrale außerhalb ihres Stammesgebietes, Tales oder, Dorfes gelten. Für das zaristische Rußland und das imperiale Britannien waren die unwirtlichen Berge des Hindukusch eine natürliche »Pufferzone«, mit der man nicht viel anzufangen wußte, zumal Befriedungsversuche durchweg im Schlamassel endeten.

Das Mißtrauen gegen eine fremde Zentralität, der ungebrochene Kampf für Selbstbestimmung im Dorf, Tal und Stamm bedeutet nicht, daß die Pathanen sich von der Umwelt isolieren – im Gegenteil: Lebensnerv der Stammesgesellschaft ist der Markt und Handel, der Bazar. Als Nomaden die im Sommer ins Landesinnere Afghanistans zogen, dominierten die Pathanen die dortige Hazara-Bevölkerung – über den Handel. Und – gekoppelt mit militärischen Aktionen, die den Bazar schützten – waren es auch immer Pathanen, die in Kabul das Sagen hatten (und verächtlich auf die »Kabuli« hinunterschauten).

Auf dem Bazar wird um Marktanteil und Macht gefeilscht, werden Monopole verteidigt und bei Tee Bündnisse abgeschlossen. König ist, wer den Bazar versteht und sich dieses Wissen zunutze zu machen weiß. Und: »König ist, wer ein Gewehr hat«.

Die ersten Flüchtlinge

Den »Krisenherd mit Millionen Flüchtlingen« entdeckte die Weltpresse erst nach der ersten Wahl Ronald Reagans zum Präsidenten der USA. Ein Zufall? Flüchtlinge sind schon Jahre vor den Sowjets über die imaginäre, weil offene Grenze nach Pakistan gekommen:

Bereits in den Mittsiebzigern sind so prominente Reaktionäre wie Maulawi Yunus Khales und Gulbudin Hekmatyar ins populistische Pakistan Butthos geflüchtet. Erst viel später, als die beiden ein gutes Geschäft witterten, gründeten sie 1978 ihre Partei, die Hesb-e Islami. Je nach konjunktureller Lage und persönlicher Taktik der Exponenten spaltete sich diese »größte Partei« 1978/79 in zwei Hesb-e Fraktionen und die Jamiat, die sich aber in den folgenden Jahren immer wieder zu Bündnissen zusammenschließen können.

Die »Aprilrevolution«, die 1978 eine dogmatische, lehrbuchbeseelte und auf Zentralismus bauende Fraktion der sozialistischen Weltgemeinde an die Macht brachte, schuf die zweite Gruppe von Flüchtlingen: Als ich 1979 von Afghanistan kommend Peshawar zum ersten Mal besuchte, mietete gerade ein reicher, exilierter Großgrundbesitzer eine ganze Etage in »meinem« Hotel National. Die Miete für die zehn Zimmer bezahlte er zwölf Monate im voraus. Viele andere reiche Afghanen retteten sich und Teile ihres Vermögens auf ähnliche Weise. Als Dorf- oder Talführer brachten diese Maliks meist auch die in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis stehenden landlosen Bauern mit, die später in den Flüchtlingslagern werden wohnen müssen. Die pakistanische Regierung schätzt ihre Zahl auf 193.000 – lange bevor die Sowjetunion am 27. Dezember 1979 (nach heftigen Auseinandersetzungen innerhalb der ZK der KPdSU) den scheiternden Putschgenossen in Kabul zu Hilfe gekommen ist.

Die »Invasion der Russen« entspringt nicht Reagans Hirngespinsten noch seinen imperialen Allmachtsvorstellungen, aber sie paßte wie maßgeschneidert in sein kaltes Kriegskonzept. Die westliche und muselmanische Weltöffentlichkeit wurde mobilisiert, und eine verunsicherte Linke, die immer noch nicht herausgefunden hat, j wie sie Dogmatikern in den eigenen Reihen begegnen soll, erbleichte.

Motiv des Widerstands war eine arrogante Zentrale, deren Problembewußtsein einzig auf Kabuler Boden gewachsen war, deren »Lösungen« aber mit ortsfremden Lehrern, Beamten und Polizisten bis in die hintersten Täler transportiert werden sollten. Respektspersonen wurden nicht begrüßt, die Stammeskulturen unbesehen als feudale Strukturen abgetan. Was ein rechter Planstaat werden soll, muß ein Wissen über seine Bürger haben: Ein Volkszählung, die sich gewaltsam Zutritt in den intimsten Bereich (die von einer hohen Mauer umgebenen Häuser) verschaffte, brachte innert kürzester Zeit ganze Talschaften auf die Seite des Widerstands für Autonomie. Die Menschen spürten, daß einzelne Reformen von oben das diffizile, historisch gewachsene Gleichgewicht der Kräfte im Tal – die »regulierte Anarchie« – durcheinanderbrächten .

Die Entstehung des Bazars

Vorab in Peshawar findet dieser Widerstand für Autonomie in den Khanen, die beim anderen großen Khan, General Zia Ul Haq, Asyl gefunden hatten, einige selbsternannte Übersetzer: Der muselmanischen Öffentlichkeit werden die Vorgänge als »Jihad«, als heiliger Krieg, geschildert, dem kapitalistischen Westen wird zugerufen, daß es hier und heute gelte, die »imperialistische Expansionspolitik der Kommunisten« und ihrer »Puppen« zu stoppen.

Die Saudis reagieren am schnellsten: Mit Koffern voller Petro-Dollars steigen sie im Hotel Khyber International ab. Lange warten müssen sie nicht: Die »Mudjahedin« und »Mohadjer« pilgern zu Tausenden zum 5-Sterne-Luxushotel in Peshawar, ihre Ration in bar in Empfang zu nehmen. Später verbietet zwar die pakistanische Regierung solch chaotische Geldverteilungsaktionen, weil die Ortsansässigen eifersüchtig werden. Aber die Saudis lassen sich auch in Zukunft nicht lumpen: Sie finanzieren modernste Spitäler, stiften Zelte und spenden in Milliardenhöhe (1982 z.B.: 578,647 Mio Dollar). Einzige Bedingung: Das Geld soll einem geeinten Widerstand übergeben werden. So kommt es, daß vor jeder anstehenden Zahlung eine »Ittehadia«, ein Bündnis der großen Mudjahedin-Organisationen durch die Presse geistert. Nach Erhalt der Dollars weicht die Einheit sogleich neuen Machtkämpfen.

Zum »Id Khurban«, einem muselmanischen Schlachtfest, chartert die saudische Regierung jeweils zwei Boeing 707 Cargo-Jets, die in einer viertägigen, ununterbrochenen Luftbrücke 25.000 geschlachtete Schafe und Ziegen – »tiefgefroren und hygienisch einwandfrei verpackt« – von Jeddah nach Peshawar und Quetta fliegen.

Das Boomzeitalter

Für Peshawar bricht 1980/81 das Boom-Zeitalter an: Eine Million Dollar fließen seither Tag für Tag in die vormals kriselnde Grenzregion. Der – heute 47-köpfige – IKRK-Delegation (internationales Komitee des Roten Kreuzes) mit über 400 lokalen Angestellten folgt Ende 1980 das Flüchtlingshochkommissariat der Vereinten Nationen, die UNHCR. Der helfende Gigant verbuttert bis 1984 rund eine halbe Milliarde Dollar und entlöhnt mehr als 7000 Angestellte.

Zu den großen Institutionen gesellen sich nach und nach private und von Regierungen gesponserte »relief-committees« mit Jahresbudgets von einigen hundertausend bis einigen Millionen Mark. 1984 sind in Peshawar offiziell 22 Gruppen angemeldet – die Dunkelziffer derjenigen, die in Afghanistan aktiv werden, ist wesentlich höher.

Berühmt geworden ist die Hilfe der französischen »Médecins sans frontières« (msf): Rund 30 blutjunge Mediziner hetzen unablässig in Afghanistan herum, deponieren da einen Sack rote Kapseln, errichten dort ein Spital und verteilen an wieder einem anderen Ort Infusionsbesteck. Im IKRK-Spital in Peshawar weiß man von »Kriegsverletzten« zu berichten, die mit riesig aufgedunsenen Oberarmen eingeliefert wurden. Grund: Die afghanischen Medizinmänner verabreichten Kranken literweise Kochsalzlösungen, intramuskulär!

»Weißt du, was die Afghanen in Jaghori über die mfs sagen?«, fragt mich zynisch Franck Morini, der eben vom dortigen Spitaldienst zurückgekehrt ist. »Die Ärzte bringen uns Dollars – keine Waffen!« Das Spital mußte zwar diesen Spätherbst geschlossen werden, weil die Helfer und Helferinnen nackt im Fluß zu baden pflegten, und die Bevölkerung zuletzt mit Hilfe einiger Kalaschnikows noch mehr Dollars begehrte, Koordinator Jean-Pierre ist sich aber sicher: »Wir kommen wieder« .

Andere – und das gilt in der helfenden Fachwelt als besonders nützlich – wechseln auf dem Schwarzmarkt Hundertausende ihrer gesammelten Dollars, stopfen das Papier in Rucksäcke und stechen Ios. .

Nicht alle sind so blöd wie jener Norweger, der sich wegen einer gehörigen Unterschlagung von Hilfsgeldern einem heimatlichen Gericht stellen mußte Die Mehrzahl ist schlicht naiv. Ein Holländer mit mehrjähriger Anti-Vietnam-Komitee-Erfahrung gibt zu bedenken: »Wenn die Afghanen unter sich Krieg haben, geht mich das nichts an – wenn aber eine Superpower eingreift, stehe ich sofort auf der anderen Seite.« Rührend die Geschichte einer Schweizerin, die zweimal

100.000 Franken nach Afghanistan hätte bringen sollen, sich jedoch in einen lokalen Khan verliebte und ihm die zweite Rate auf sein persönliches Konto im Ausland überwies.

Ernüchtert kehrt ein westdeutscher Entwicklungshelfer des »Afghanischen Freundeskreises« aus dem Landesinnern zurück: Die Schulen und landwirtschaftlichen Projekte, für die der Verein seit Jahren zahlt, existieren gar nicht, mehr noch: Ein französisches und ein norwegisches Komitee bezahlten die ganze Zeit für dieselben Projekte.

Ein arbeitsloser Lehrer aus Belgien läßt sich durch solche Schauergeschichten nicht abschrecken. Als ich ihn im Bloom-Star-Hotel in Quetta treffe, hat er sich gerade eine Reise ins Innere Afghanistan gekauft (500 Dollar kostet allein die zweitägige Fahrt), und will dort eine Schule eröffnen mit den 50.000 Dollars, die er gesammelt hat.

»Ah, du kannst Farsi«, bemerke ich. »Nein«, meint er, »ich kann nur französisch, aber ich habe Framboisette als Dolmetscherin mitgenommen, die übersetzt mein Französisch ins Englische.«

Die Flüchtlingsfabrik

Die akkreditierten 7000 westlichen Helfer, die Drogenfahnder und Agenten der verschiedenen Geheimdienste wohnen in eigentlichen Ghettos mit drei bis vier Bediensteten. Sozialarbeiter, Lehrer und Ethnologen, daheim arbeitslos geworden, pflegen hier einen Lebensstil, wie ihn sich in Europa nur das Großbürgertum leisten kann. Die meisten sehen in der Rückkehr in die Heimat keine Perspektive und bemühen sich um eine Verlängerung des Arbeitsvertrages oder eine Versetzung nach Kenia, Thailand, Indonesien.

Ist diesen turnusgemäß ausgewechselten Professionellen aus dem Westen die sozio-ökonomische Bedeutung ihrer Arbeit völlig fremd, so gibt es eine andere Fraktion, die die Marktmechanismen sehr genau kennt: Komitees, die ausschließlich Afghanen beschäftigen, unterbieten sich in ihren Offerten gegenseitig, wenn die UNHCR ein Projekt ausschreibt. Denn allen Hilfsorganisationen ist gemeinsam, daß sie Flüchtlinge produzieren.

In Peshawar zirkuliert ein Arme-Leute-Witz, der nicht so recht ins gängige Bild der muselmanischen Freiheitskämpfer passen will: Was ist der Unterschied zwischen früher und heute? – »Früher regierte uns ein Khan, heute ist's ein Khanov.«

Die Afghanen, die besonders lachen müssen bei diesem Witz, stellen die dritte und größte Generation Flüchtlinge. Es sind Flüchtlinge auf Zeit, die für zwei, drei Wochen einen der grenznahen Bazare besuchen kommen. Peshawar ist nämlich nicht nur Refugium kapitalkräftiger Afghanen und Arbeitsplatz arbeitslos gewordener 68er, Peshawar erfüllt als Bazar viele Funktionen, die Kabul nicht mehr wahrnehmen kann. Das Ausbleiben der Touristen und Chickenstreetfreaks, die Abwanderung reicher Bazarhändler und die Distributionsprobleme des jungen Planstaates lassen viele Afghanen in die oft näher gelegenen Bazare jenseits der offenen Grenze gehen. Hier müssen sie auch keine Zwangsrekrutierung befürchten. Der Handel mit einigen mitgebrachten Teppichen, Lederwaren, Schafen oder Lapislazulisteinen floriert, und sie können dafür Gebrauchsgegenstände und kleine Luxusgüter kaufen. Für kurze Zeit bewundern sie die vielen Radio- und Kassettenrecorder, TV-Geräte, die Autos, »schwimmen« wie ich im Gewühl des pulsierenden Bazars, bevor sie in ihr Tal zurückkehren – mit vielen wundersamen Geschichten aus tausendundeiner Nacht...

Doch die Bazarbesucher hinterlassen eine Spur – in der Statistik. Pakistan steht seit sieben Jahren unter Kriegsrecht, und jedermann – auch die Kurzzeitaufenthalter – ist verpflichtet, sich jederzeit ausweisen zu können. Die angelockten Afghanen brauchen einen Paß. Wenn's nur das ist – kein Problem! Sie können sich einen kaufen: Entlang der Grenze haben alle großen Mudjahedin-Organisationen – von Badani im Süden über Teri Mangal bei Peshawar bis nach Chitral im Norden – regelrechte Paßbüros, wo ein Gesuchsteller gegen eine kleine Bearbeitungsgebühr einen »Flüchtlingsausweis« bekommt.

Diese Dienstleistung der Parteien hat handfeste Gründe: Den Mudjahedinorganisationen ist von der pakistanischen Regierung und der UNO nicht nur die Registrierung der Flüchtlinge übertragen worden sondern auch gleich die Verteilung der Zelte, Waffen, Essensrationen und des »Taschengeldes«, das pro Familie just einem mittleren Monatslohn entspricht. Das Geschäft, das sich damit machen läßt, haben sogar die kleinen Afghanibuben verstanden: Je größer die mit einem Paßphoto dokumentierte Flüchtlingszahl (1984: etwa drei Millionen), umso höher die finanzielle und materielle Unterstützung, die die Parteibonzen in Anspruch nehmen können. Was mit dem Hilfsgeld tatsächlich passiert, entzieht sich der Kontrolle der Ausländer: Zum rechten Zeitpunkt ist den Fremden 1982 der Zutritt ins »Stammesgebiet« rund um die städtischen Zentren verboten worden – weil die Fremden nicht sehen dürfen, wie wenig das Gebiet von der pakistanischen Regierung kontrolliert ist, bestätigen lokale Journalisten.

Chusch Ahmad Mulq ist der einzige integre »Commissioner for afghan refugees«, den ich getroffen habe. Aus reicher Familie stammend und mit einer englisch-humanistischen Bildung gab er sich alle Mühe, Ordnung in das Chaos der Parteiunterlagen zu bringen. Es bekämpfte Korruption und Verschwendung des UNO-Geldes, baute – weil ihm die Parteien immer neue Reisende als Flüchtlinge vorschoben – ein regelrechtes Spitzelnetz auf und strich zwei kleineren Parteien im Distrikt Chitral je 5000 Namen – dann wurde er fristlos entlassen. Die beiden betroffenen Parteichefs hatten mit ihrer

Intrige und gefälschten Zeugenaussagen Erfolg. Zwei Monate später wurde der Schwindel aufgedeckt, und die UNO bemüht sich jetzt darum, daß Chusch Ahmad Mulq gelegentlich wieder einen Job bekommt.

Die Verkleidung der Nomaden

Jeden Herbst kann man sie bei Chitral über die Grenze kommen sehen: Nomaden, Qodjis, die in den wärmeren Tälern Pakistans Zuflucht suchen. Pakistanische Großgrundbesitzer gewähren ihnen Gastrecht und stellen Weideland für die riesigen Schaf- und Ziegenherden zur Verfügung. Ist der strenge Hindukusch-Winter vorüber, ziehen die Nomaden wieder westwärts auf ihre Sommerweiden in Afghanistan.

Die Nomaden scheinen seit vier Jahren ausgelöscht zu sein. Völkermord? Nein. Die Qodjis leben! Nur heißen die Qodjis nicht mehr Qodjis: Sie nennen sich seit 1980 »Mohadjer« wie die Gefolgsleute des Propheten Mohammed, als dieser von Mekka nach Medina flüchten mußte. Sie kommen also über die imaginäre Grenze und machen erstmal – meist an einem Fluß und in den typischen Nomadenzelten – eine Rast. »Paßformalitäten« – und Bezug der UNHCR-Flüchtlingszelte! Dann geht's weiter in die blühenden Bazarzentren. Im Frühjahr heißen die Qodjis dann wieder Qodjis, sie ziehen in ihre schwarzen Zelte und über die Grenze. Zuvor verkaufen sie die nicht eben sommertauglichen UNHCR-Zelte für bis zu zwei Monatslöhne auf dem Schwarzmarkt. Die Wanderung der mehreren hunderttausend Nomaden schlägt sich auch in den Statistiken der Flüchtlings- und Kriegsverletztenspitäler nieder: Obwohl im Winter das Kampfgeschehen wegen des vielen Schnees und der Kälte zum Erliegen kommt, müssen dann am meisten »Flüchtlinge« medizinisch betreut werden.

Brutaler Bazar

Bazar ist nicht nur lustig. Das merken besonders jene Afghanen, die wie magnetisiert den märchenhaften Schilderungen und dem Ruf der Geldquelle gefolgt sind. Viele werden enttäuscht und enden in den rasant wachsenden Slums von Peshawar, Quetta oder Karachi. Zusammen mit den ehemaligen landlosen Bauern, die auf Geheiß ihres Maliks herübergekommen sind, leiden sie oft unter Versorgungsschwierigkeiten. Die meisten dieser Flüchtlingslager ähneln jenen Großstadtslums, wie sie in vielen Zentren der Dritten Welt anzutreffen sind – die Bewohner heroinsüchtig, verschuldet, zu allem bereit und für alles einsetzbar: Gemäß einem Bericht des Magazins »The Middle East« standen im September dieses Jahres mindestens 330 Afghanen in den Diensten des CIA – in Pakistan, den USA und den Golfstaaten. Und reiche Pathanen stellen für die gefährlichen Drogentransporte immer häufiger Afghanen an.

Der Kampf um Macht, Prestige, Profit hat auch ein blutiges Gesicht: Wenn im Landesinnern Afghanistans gekämpft wird – und nicht gerade einer TV-Crew Material geliefert werden muß – dann hauptsächlich gegen eine rivalisierende Partei. Unterliegt in einem solchen Fall die lokale Bevölkerung, dann muß sie zahlen, zahlen, zahlen – oder abhauen. Immer wenn ich solche Leute nach dem Grund ihrer Flucht frage, lachen sie und sagen: »Das weißt du doch.« Wenn ich insistiere, sind's die »Russen«, und wenn ich's dann ganz genau wissen will, sind sie in der falschen Partei gewesen.

Die Mudjahedin-Parteien und Maliks verwalten eigentliche Mischkonzerne oder ein »kleines Königreich«, wie die Gruppe, die den Khanov-Witz besonders lustig findet, die großen Parteien beschreibt. Die Unternehmen sind diversifiziert: möglichst breit gefächert verkaufen die Parteibonzen die Waffenhilfe zum größten Teil auf dem Schwarzmarkt und investieren das Hilfsgeld im Teppich-, Kunsthandwerk- und Steinhandel, in Liegenschaften oder im Transportwesen. Die Afghanen kontrollieren nach Schätzung einheimischer Journalisten 30 Prozent der Wirtschaft im pakistanischen Grenzstreifen, dominieren den lokalen und regionalen Transport, was man schon den zahlreichen Mercedesbussen mit afghanischen Kennzeichen ansieht.

Entsprechend ihrer ökonomischen Strategie plazieren wichtige Clans je einzelne Familienmitglieder in verschiedenen politischen Parteien. Gegenüber den Pakistani sind die Afghanen drastisch im Vorteil: Sie verfügen über Kapital zuhauf, stellen billigere und an härtere Arbeit gewohnte Menschen und müssen keine Steuern zahlen. Dieser Druck des afghanischen Arbeitskräftereservoir hat in den vergangenen Jahren viele Pakistani in die Golfstaaten oder nach Europa emigrieren lassen.

»Wir hier sind die Mudjahedin von der Chickenstreet.« Attaullah sitzt auf einem Stapel wertvoller Teppiche – Import/Export – in Shop Nummer 56 des sechsstöckigen Sahadat-Market in bester Geschäftslage in Peshawar. Für den Raum im vierten Stockwerk bezahlt er wie alle anderen 70 Teppichhändler 240 Mark – rund drei durchschnittliche Monatslöhne. Vermieter ist Burhanuddin Rabbani, Chef der großen Mudjahedin-Partei Jamiat. Attaullahs Familie lebt bei Kabul, alle paar Wochen geht er sie besuchen und Nachschub holen: »Einer muß doch Geld verdienen.«

Zum Beispiel: Khalilullah

Gleich einem Stehaufmännchen hat der 37jährige Khalilullah Nuristani mehrere – für andere tödliche – Krisen wohlbehalten überstanden. Es ging ihm gut im Kabul der Mittsiebziger, er war Antiquitätenhändler und besaß »zwei

Frauen und fünf Wagen: einen Mercedes, einen Citroen DS, einen Landrover, einen Toyota und einen Fiat 500 fürs Shopping im Bazar«. Die »gottlosen Kommunisten« drohten ihm dann 1978, das Geschäft mit den Touristen zu versauen. Mit einigen Containern wertvollster Antiquitäten flog und floh er nach Dänemark. Einflußreiche Afghanistanforscher verhinderten sehr zu seinem Leidwesen, daß er seine Sachen dort verscherbeln konnte. Er ging nach Berlin: »Ein Museum hat mir 1,5 Millionen Dollar dafür bezahlt . « Dann wurde ihm das Geld gestohlen – wo? »In Deutschland.« Über die unglückliche Nacht auf der Reeperbahn in Hamburg will Muselmann Khalilullah verständlicherweise nicht sprechen.

»Arm, aber mit Hilfe einiger Freunde« gelangte er nach Amerika. Zwei Jahre Komiteearbeit folgten, zuerst in New York, später Frisco. Er habe »52 Demonstrationen organisiert«, » 125 Solidaritätsgruppen gegründet«, sei »dreimal lebensgefährlich verletzt« worden – »von KGB-Agenten« natürlich. Dann kehrte »der erste freedom-fighter Afghanistans«, wie sich Khalilullah jedem, der's wissen will, vorstellt, zurück nach Nuristan, wo sein Vater früher viel Einfluß und Prestige genossen hatte. Will nach dem rechten schauen, weil alle großen Parteiführer der Mudjahedin »ausschließlich in die eigene Tasche wirtschaften« und sich besonders in und um Peshawar »kleine Königreiche aufbauen« . Er seinerseits rief den »revolutionären, islamischen Staat von Afghanistan« aus und lebt seit drei Jahren als exilierter Außenminister im pakistanischen Grenz- und Distrikthauptort Chitral.

Als ich ihn zum zweiten Mal besuche, reicht mir Khalilullah Nuristani zwei Pässe: »Was hältst du davon?« Ich blättere ... Bertrand Gallet, Christophe Péan... »Das sind doch die beiden französischen TV-Journalisten, die vorige Woche ins Panjshir-Tal aufgebrochen sind!« (Und denen ich so dringend geraten hatte, bei Khalilullah vorbeizuschauen. Aber eben, arrogant wie sie sind, wollten sie »sur place« verhandeln.)

Khalilullah nickt. »Sie sind nicht bei mir vorbeigekommen, obwohl sie wußten, daß sie hier in Chitral eine Erlaubnis hätten einholen müssen – bei mir!«

Nachdem er mir eine Tasse frischen Tee eingeschenkt hat, grabscht er fast genüßlich in einem Stoß Papier, der neben uns auf einem geschnitzten Tischchen liegt. »Siehst du«, er gibt mir den Presseausweis Péans und ein Schreiben der »Antenne 2«. »Der Ausweis ist auf rotes Papier gedruckt. Rot, das ist die Farbe der Kommunisten ! Es sieht nicht gut aus für die beiden: Auf dem Weg ins Panjshir-Tal sind sie in Nuristan gestoppt worden. Natürlich hatten sie kein Empfehlungsschreiben dabei. Sie sind jetzt in einem Gefängnis des 'revolutionären, islamischen Staates von Afghanistan'«. Khalilullah zeigt mir einen Brief der beiden Gefangenen: »Dear Sir«, steht da in holprigem Englisch, »wir sind Journalisten aus Frankreich und wollen einen Film über die Probleme in Afghanistan machen für 'Antenne 2'. Jetzt sitzen wir aber in Nuristan fest. Es war nicht gut, daß wir nicht bei Ihnen vorbeigekommen sind und um eine Transiterlaubnis gebeten haben – das war ein Fehler. Bitte, helfen Sie uns, daß wir den Film trotzdem noch realisieren können. Wir werden dann anschließend nach Chitral zurückkommen und ein Interview mit Ihnen drehen.«

Ein Visum in Péans Paß für einen zweiwöchigen Aufenthalt in Kabul im letzten Dezember macht Khalilullah neben dem roten Ausweis noch mehr stutzen: »Ein sehr schwieriger Fall, und ich allein muß ihn lösen und darüber entscheiden, ob die beiden nicht schlicht russische Spione sind.« Und so sieht die Antwort aus, die ein Bote nach Nuristan bringen muß:

»Meine Herren, es tut mir schrecklich leid, was da mit Ihnen passiert ist und daß Sie nicht weiterreisen können. Jedoch, Sie haben gegen die Gesetze des revolutionären, islamischen Staates von Afghanistan verstoßen und sich schuldig gemacht, ohne Erlaubnis herumzureisen. Zur Strafe müssen Sie je 1000 US-Dollar bezahlen. Sollten Sie sich weigern, diese Buße zu zahlen, so würden Sie – notfalls mit Gewalt – zurückgebracht und der pakistanischen Polizei übergeben. Falls Sie jedoch zahlen, können Sie Ihre Reise ins Panjshir-Tal ungehindert fortsetzen und einen Film drehen. Ihre Pässe und Dokumente behalte ich vorderhand in Chitral – wenn Sie zurück sind, können Sie bei mir vorbeischauen und das Interview machen. Ihr Khalilullah Nuristani, politischer Führer des revolutionären, islamischen Staates Afghanistan.«

Khalilullah lächelt, er ist sich sicher, daß die Franzosen zahlen, »die haben sehr viel Geld bei sich«. Er weiß auch, daß die beiden sich für 2500 Mark Sicherheit bei der rivalisierenden Jamiat-Partei gekauft haben. Und denen eins auszuwischen, macht ihm natürlich ein besonderes Vergnügen.

Als ich ihn eine Woche später besuche, ist er ganz happy: »Sie haben gezahlt!«

Und warum ist der »erste freedom-fighter Afghanistans« so happy? Weil er seinen Kühlschrank reparieren muß... Mit dem Geld nämlich, das ihm kürzlich zwei »arme, aber gute Freunde« eines Hilfswerks aus Europa mitgebracht haben (»Für die Waisen und Frauen, die ihren Mann verloren haben«), kaufte sich Khalilullah im Bazar von Chitral einen riesengroßen, *russischen* Kühlschrank – für 1000 Mark. Doch, wie kommt ein russischer Kühlschrank nach Chitral?

Die Russen, das sind gar nicht so böse Teufel, wie immer wieder behauptet wird: Die bringen den Fortschritt! Neuerdings als Gastgeschenk in die hintersten Täler Afghanistans. Dummerweise ist es da aber oft sehr kalt, und es gibt in der Regel auch keinen Strom (der Planstaat hat seine Tücken!). Die beschenkten Afghanen schleppen die Kühlschränke also runter in den Bazar von Landikotal oder Peshawar und stoßen den Unsinn ab. Ein Händler in Chitral besorgt dann den Rest.

Doch Allah straft sofort! Khalilullah und ein russischer Kühlschrank! Wackelkontakt im Thermostat. Ganzes Teil ersetzen, macht nochmals 1800 Rupien, und dank der Franzosen kann Khalilullah seinen stets gut bewirteten Gästen wieder eisgekühlten Orangensquash servieren.

Baldiges Ende

Macht, Prestige, Profit. Dieser Kreislauf liegt dem »Bazar des Widerstandes« zugrunde. Mirza: »Die Maliks, die relativ arm gekommen sind, werden von Tag zu Tag reicher. Sie sind daran interessiert, daß alles so bleibt, wie es ist.« Lokale, regionale, nationale und internationale Interessen ergänzen sich perfekt. Einzig die Slumbewohner in den Camps könnten den Zyklus durchbrechen. Das weiß auch Mirza: Seinen einflußreichen Freunden in Pakistan sage er deshalb immer wieder, daß sie

den »Jihad«, den heiligen Krieg, anheizen müßten. Sonst hätten es die gut bewaffneten und abgehärteten Leute plötzlich satt, in der Wüste zu leben, und würden gutes Land besetzen. Den Pakistani würden die heutigen Slumbewohner sagen: Das ist nicht euer Land. Grabt in der Erde – ihr findet Statuen von Buddha. Seid ihr Buddhisten? – Eben, vor drei, vier oder fünf Generationen seid ihr selbst als Flüchtlinge hergekommen. Mirza prophezeit, daß dies schon bald der Fall sein wird: »Die zweite Generation Mudjahedin, die in sechs bis zehn Jahren herangewachsen sein wird, wird nicht mehr kämpfen wollen, Reichtum betört.«

Konkret 01/85, S. 32

Yassir Arafat

Es gibt keine Spaltung in der PLO

Interview mit dem PLO-Vorsitzenden

KONKRET: Mit der israelischen Libanon-Invasion von 1982 sollte nicht nur die PLO politisch und militärisch zerschlagen werden. Gleichzeitig ging es auch darum, die palästinensischen Hoffnungen auf einen eigenen, unabhängigen Staat zu ersticken. Wie beurteilen Sie die politische Entwicklung der PLO seit dem Libanonkrieg 1982?

Arafat: Die amerikanisch-israelische Libanon-Invasion von 1982 beabsichtigte die Liquidierung der PLO. Es hat sich jedoch schnell herausgestellt, daß es nicht so einfach ist, uns auszuschalten. Wir führten den Krieg im Libanon nicht nur gegen die Israelis, sondern auch gegen die strategische Allianz zwischen den Vereinigten Staaten und Israel. Nach unserem heroischen Kampf gegen die hochentwickelte amerikanisch-israelische Militärmaschinerie und nach unserem Abzug aus Beirut, sahen wir uns dann einer anderen Konspiration ausgesetzt, diesmal jedoch von der anderen Seite.

KONKRET: Die innerpalästinensischen Auseinandersetzungen?

Arafat: Nein. Es handelt sich dabei um eine arabische Einmischung und Intervention. In Beirut hatten wir es mit der israelischen Belagerung zu tun. In Tripoli sahen wir uns jedoch einer doppelten Belagerung ausgesetzt, nämlich der israelischen von See aus und der syrisch-libyschen vom Festland. Syrien und Libyen benutzten dabei einige Palästinenser als einen Schirm, mit dem sie ihre konspirativen Absichten bedecken konnten. Was wir nach Beirut erlebt haben, läßt sich nur als arabische Einmischung bzw. arabischer Interventionismus bezeichnen.

Nach unserem Abzug aus Tripoli glaubten verschiedene arabische Staaten, die PLO liquidieren zu können. Mit dem 17. Nationalrat in Amman machten wir jedoch deutlich, daß keine Kraft den Willen und die Bestimmung des palästinensischen Volkes zerstören kann. Der Nationalrat hat gezeigt, daß die Bestimmung der Palästinenser stärker ist als alle arabischen Einmischungsversuche.

KONKRET: Es gibt doch aber in der PLO gegenwärtig eindeutig politische Differenzen, deren Ursprung Sie allerdings auf die syrisch-libyschen Einmischungsversuche zu reduzieren versuchen.

Arafat: In der Vergangenheit gab es schon einmal eine Ablehnungsfront innerhalb der PLO. Und was war das Ergebnis? Die PLO fand in den palästinensischen Massen nach wie vor eine breite Unterstützung, und darin muß unsere wahre Machtgrundlage gesehen werden. Trotz der gegenwärtigen Differenzen werden wir versuchen, alle unsere Brüder wieder in der PLO zusammenzuschließen, vor allem die, die uns politisch gegenüberstehen und divergierende Meinungen vertreten. Mit den Gruppen, die sich in der »Demokratischen Allianz« zusammengeschlossen haben und mit uns die Aden-Algier-Vereinbarungen unterzeichnet haben, werden wir den Dialog fortsetzen, nicht jedoch mit denen, die sich an der Bombardierung unserer Flüchtlingslager beteiligten.

KONKRET: Der offensichtliche Bruch in den Reihen der PLO...

Arafat: Nein. Reden Sie nicht von Spaltung. Es gibt keinen Bruch in der PLO. Jeder Staat hat hier und da seine Marionetten, und in der gegenwärtigen kritischen Situation sehen auch wir uns mit einigen dieser politischen Marionetten konfrontiert. Also noch einmal, es gibt keine Spaltung in der PLO.

KONKRET: Der palästinensische Nationalrat hat den Gruppierungen der »Demokratischen Allianz« eine Fortsetzung des innerpalästinensischen Dialogs angeboten. Wie steht es mit den Beziehungen zu den Fraktionen der »Nationalen Allianz«?'+

Ar, Arafat: Ich würde die sogenannte »Nationale Allianz« eher als nichtnationale- oder antinationale Allianz bezeichnen. Wir waren bereit, an unserer Nationalratstagung die Gruppen zu beteiligen, mit denen wir die Erklärungen von Aden und Algier verabschiedeten. Die Gruppen, die sich an der Bombardierung des eigenen Volkes beteiligt haben, konnten wir natürlich nicht mit einbeziehen. Die Verurteilung der »Nationalen Allianz« durch den Nationalrat war eindeutig. Hinsichtlich der zukünftigen Beziehungen zu diesen Gruppierungen halten wir uns an die Empfehlungen des Rechtsausschusses unseres Nationalrates. Wir werden der faschistischen Herausforderung durch ein konsequentes Festhalten an unseren demokratischen Prinzipien entgegentreten. Auch in diesem Dschungel der Gewehre wird PLO an ihren demokratischen Idealen festhalten.

KONKRET: Die früheren Sitzungen des Palästinensischen Nationalrates waren in der Regel überschattet von innerarabischen Differenzen. Der 17. Nationalrat der PLO stand unter dem Zeichen innerpalästinensischer Auseinandersetzungen .

Arafat: Wollen Sie damit sagen, daß es gegenwärtig keine innerarabischen Divergenzen gibt? Wie gesagt ich sah mich bereits zwischen i974 und 1979 mit einer PLO-internen Ablehnungsfront konfrontiert. Was die momentanen Differenzen anbelangt, so halte ich es mit Voltaire, der einmal gesagt hat: »Wir mögen zwar unterschiedlicher Auffassung sein, aber

dennoch respektiere ich deinen Standpunkt.« Im Gegensatz zu früher jedoch, als es sich um eine legale, innerpalästinensische Opposition handelte, haben wir es gegenwärtig mit der Manipulation verschiedener palästinensischer Fraktionen durch gewisse arabische Staaten zu tun, einer Manipulation, die gegen die PLO und die palästinensische Revolution gerichtet ist. Viele ausländische Beobachter haben in den letzten beiden Jahren das Ende der PLO vorhergesagt, die Isolierung der Rebellen hat all diese Propheten jedoch eines Besseren belehrt. Wer spricht denn heute noch von den Rebellen? !

KONKRET: König Hussein von Jordanien und Sie haben in Ihren Eröffnungsreden des letzten Palästinensischen Nationalrates eine gemeinsame jordanisch-palästinensische Kooperation zur Losung der Palästinafrage angekündigt. Können Sie die Position der PLO zu dieser beabsichtigten Friedensinitiative konkretisieren?

Arafat: Auf der Basis einer einheitlichen arabischen Position erstreben wir eine gemeinsame jordanisch-palästinensische Anstrengung, die uns die Befreiung unseres besetzten Territoriums, einschließlich Jerusalems, ermöglicht.

Der Vorschlag Husseins für die internationale Friedenskonferenz bildet lediglich den Rahmen einer Annäherung, nicht jedoch eine inhaltliche Konkretisierung dieser Annäherung.

Beide Seiten, Jordanien und die PLO, haben dem Fez-Plan von 1982 zugestimmt; Jordanien, Ägypten und Syrien haben jedoch auch die UN-Resolutionen 242 und 338 als Grundlage einer Friedenslösung angenommen. Auf dieser Basis hat König Hussein sein zukünftiges Konzept vorgelegt und von nun an werden Jordanien und die PLO ihre Politik gegenüber den internationalen Anstrengungen koordinieren. In einer Unterredung mit dem jordanischen König am Rande der letzten Nationalratstagung hat mir Hussein erneut sein Bekenntnis zu den Fez-Resolutionen als Grundlage für jede künftige arabische Friedensbemühung wiederholt.

KONKRET: Welche politischen Erwartungen verbinden das palästinensische Volk und die PLO mit dem Vorschlag Husseins?

Arafat: Auf unseren beiden letzten Nationalratstagungen haben wir die besonderen Beziehungen unterstrichen, die zwischen Jordanien und dem palästinensischen Volk bestehen. Auf der Basis der Resolutionen des 16. Palästinensischen Nationalrates hatten wir im Laufe des Jahres 1983 einen bilateralen Dialog mit Jordanien aufgenommen. Am Ende der beiderseitigen Gespräche stand ein gemeinsames Kommuniqué, in dem sich beide Seiten für die Errichtung einer Konföderation aussprachen. Auf dieser Grundlage und ausgehend von den für die Palästinenserfrage relevanten UN-Resolutionen werden wir nun unsere Zusammenarbeit fortsetzen. Unsere politische Kooperation zielt dabei auf eine internationale Friedenskonferenz unter der Schirmherrschaft der Mitgliedsstaaten des UN-Sicherheitsrates, inklusive der Teilnahme beider Supermächte .

'Was König Hussein mit seinem Vorschlag angeboten hat, ist der Mechanismus für gemeinsame jordanisch-palästinensische Bemühungen. Ohne Zweifel bedeutet diese Koordination zwischen der PLO und Jordanien einen deutlichen Auftrieb für die beiderseitigen Bemühungen, die besetzten Gebiete zu befreien.

KONKRET: Die PLO hat deutlich gemacht, daß sie den Vorschlag Husseins, die UN-Resolution 242 als Grundlage für eine internationale Friedenskonferenz heranzuziehen, aus verständlichen Gründen nicht akzeptieren kann. Welches wird die politische Position der PLO zu der angestrebten Nahostverhandlung unter Aufsicht der Vereinigten Nationen?

Arafat: Erinnern Sie sich daran, daß die Resolution 242 nicht die einzige UN-Resolution darstellt, die für die Palästinenserfrage von Bedeutung ist. Wir befassen uns grundsätzlich mit allen UN-Resolutionen, die für die Palästinafrage relevant sind. Ich wiederhole: allen UN-Resolutionen, die für die Palästinafrage relevant sind.

KONKRET: Beinhaltet das auch die Palästina-Teilungsresolution 181 vom November 1947?

Arafat: Ich glaube, ich habe mich deutlich ausgedrückt.

KONKRET: Bereits im Mai 1983 ist der Versuch einer gemeinsamen jordanisch-palästinensischen Initiative gescheitert. Inwieweit soll sich der erneute Ansatz zur Kooperation inhaltlich von dem aus dem Jahre 1983 unterscheiden?

Arafat: Stellen Sie diese Frage einmal den beiden Supermächten, die in ihren Abrüstungsverhandlungen meistens gescheitert sind und es dann doch immer wieder miteinander versucht haben.

In den bilateralen Beziehungen zwischen der PLO und Jordanien überwiegen die politischen Übereinstimmungen. Unterschiedliche Positionen bilden da die Ausnahme. Wir gehören beide zum gleichen Volk und haben beide die gleichen politischen Ziele.

KONKRET: Worin sehen Sie das wichtigste politische Ergebnis der 17. Sitzung des Palästinensischen Nationalrats?

Arafat: Das bedeutendste Moment liegt für mich in der absoluten politischen Unterstützung des palästinensischen Volkes für die PLO und ihre legale Führung. Die palästinensischen Massen waren in den beiden kritischen Jahren nach 1982 der entscheidende Rückhalt für die PLO.

KONKRET: Der Palästinensische Nationalrat hat Ihren Besuch bei Präsident Mubarak im Dezember 1983 als den Auftakt für die Wiederannäherung zwischen Ägypten und der PLO gutgeheißen. Wie werden sich die Beziehungen zwischen der PLO und Ägypten weiter entwickeln?

Arafat: Ich bin davon überzeugt, daß das ägyptische Volk, das in den militärischen Auseinandersetzungen um die Befreiung Palästinas schon so viele Opfer auf sich genommen hat, auch in Zukunft seinen Beitrag für die Befreiung unseres Landes leisten wird. Die Beziehungen zwischen Ägypten und der PLO müssen vor dem Hintergrund der tiefverwurzelten historischen Verbundenheit des ägyptischen und des palästinensischen Volkes gesehen werden, einer Verbundenheit, in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht voneinander getrennt werden können.

KONKRET: Halten Sie es für möglich, daß sich Ägypten sukzessive von Camp David lossagen wird?

Arafat: Ich bin sicher, daß die ägyptische Regierung längerfristig nicht mit einer Politik fortfahren wird, die den politischen Vorstellungen des ägyptischen Volkes entgegensteht.

KONKRET: Welche Möglichkeiten sieht die PLO für eine eventuelle Anerkennung durch die USA?

Arafat: Ich kann nicht verstehen, wie das amerikanische Volk das heilige Recht auf Selbstbestimmung des palästinensischen Volkes ignoriert. Die Amerikaner sollten sich einmal daran erinnern, daß die amerikanische Regierung das Selbstbestimmungsrecht der 1800 Einwohner der Falkland Inseln anerkannt hat. Warum negiert die amerikanische Administration also so entschieden das Selbstbestimmungsrecht der fünf Millionen Palästinenser? Wir greifen ja nicht nach den Sternen. Alles war wir fordern, ist lediglich die Herstellung der internationalen Rechtsnormen. Dieses Recht auf Selbstbestimmung ist eines der wichtigsten Prinzipien der amerikanischen Nation. Wir hoffen daher, daß das amerikanische Volk den Palästinensern bei der Durchsetzung ihrer gerechten Ziele in Zukunft mehr Unterstützung gewähren wird.

KONKRET: Und die Perspektiven des palästinensischen Befreiungskampfes für die kommenden Jahre?

Arafat: Als wir unseren langen und schwierigen Marsch zur Wiederherstellung unserer Rechte antraten, wußten wir, daß es kein Picknick werden würde. Wir benötigten und benötigen immer noch einen langen Arm in unserem Widerstand gegen die Besatzung, Unterdrückung und gegen den organisierten offiziellen israelischen Terrorismus, unter dem unsere Kinder und Frauen am schwersten zu leiden haben.

Unser Kampf besteht vor allem in der Errichtung eines Staates für die Palästinenser in der weltweiten Diaspora und in den besetzten Gebieten.

Wissen Sie eigentlich, daß wir nicht einmal einen Platz haben, unsere Toten zu begraben? Vielleicht erinnern Sie sich daran, als vor einigen Jahren der UN-Botschafter Kuweits, der Palästinenser Dr. Sayegh, starb und wir zehn Tage benötigten, für ihn ein Grab in Beirut zu finden. Schon an diesem Beispiel sehen Sie die Bedeutung eines eigenen Staates für die Palästinenser. Wir verlangen ja nichts Unmögliches. Alles was wir fordern, ist die Herstellung der internationalen Legalität. Wer sollte da schon dagegen sein.

Konkret 01/85, S. 36

Jürgen Saupe

Ein Türke weniger

Der Sachverhalt scheint einfach zu sein: In einem Betrieb greifen sich zwei Arbeiter einen Kollegen, verschnüren ihn mit einem Hanfseil und hängen ihn, die Schlinge um den Hals, an eine Tür. Nach einiger Zeit befreit ein weiterer Arbeiter den Hängenden. Dieser, bei dem Vorfall verletzt, erstattet Anzeige. Das Gericht (weil einer der Angeklagten zur Tatzeit noch nicht 21 Jahre alt ist, ein Jugendgericht) urteilt: 5 Monate Gefängnis mit Bewährung und 1500 Mark Geldstrafe für den älteren, 1000 Mark Geldstrafe für den jüngeren der Angeklagten.

Doch so einfach ist die Geschichte nicht. Erstens ist der an die Tür gehängte Mann ein Türke. Zweitens sind die beiden nun Verurteilten Deutsche. Drittens spielt das ganze in einer Kleinstadt, nämlich im bayerischen Freising. Und weil sich - viertens - die ganze Geschichte im Jahre 1984 in der Bundesrepublik Deutschland zugetragen hat, erfährt die Öffentlichkeit dürftig wenig bis gar nichts über den Fall. Und das, was sie erfährt, sagt mehr über den Zustand der Medien, über die Köpfe der Reporter, Redakteure und Rechercheure in diesem Land als über das, was am 10. Mai dieses Jahres gegen 21 Uhr in Freising geschah, und seitdem dort noch alles passiert ist.

Es beginnt damit, daß in allen mir vorliegenden Berichten über »das Hängen von Freising« - in der »Süddeutschen Zeitung«, der »Tageszeitung« (taz) und der Deutschen Presse-Agentur (dpa) - nur ein Name auftaucht: Mümin Cakar. Das ist das Opfer. Vornehm verschwiegen werden die Namen der beiden Angeklagten: Robert Sellmeier, 37 Jahre alt, und Manfred Piller, inzwischen 21 Jahre alt. Unerwähnt bleibt in fast allen Berichten auch der Name der Druckerei, in der sich der Vorgang abspielte. Es ist die Druckerei Sellier in Freisung. Und einer ihrer Geschäftsführer ist Peter Sellier, CSU-Stadtrat in der alten Bischofsstadt in Bayern.

Mümin Cakar hat 14 Jahre in der Bundesrepublik gewohnt und gearbeitet. Die letzten sechs Jahre davon in der Druckerei Sellier. Das ist ein Betrieb mit etwas über 120 Mitarbeitern. Davon sind knappe zehn Prozent Ausländer, darunter mehrere Türken.

Nach dem Vorfall vom Mai hat Mümin Cakar, 46 Jahre alt, bei der Firma Sellier gekündigt. Er soll das freiwillig getan haben. Darauf legt man in der Firma Sellier wert und weist daraufhin, daß Cakar von der finanziellen Prämie Nutzen ziehen wollte, die von Bundesregierung für Ausländer ausgesetzt war, die in ihre Heimat zurückkehren. Das Gegenteil konnte auch in dem Gerichtsverfahren nicht belegt werden. Aber richtig ist, daß zwei der Kinder der Familie Cakar in der Bundesrepublik geboren worden sind und eine Tochter, die jetzt ebenfalls in die Türkei abgereist ist, in Bayern nach einem guten Hauptschulabschluß einen Ausbildungsplatz als Kinderpflegerin nicht angetreten hat.

Als Cakar bei Sellier kündigte, das geschah mehrere Wochen nach dem Hängen, da hatte die Firma gegen die Hänger noch nichts unternommen. Sie arbeiteten nach wie vor mit Cakar an einer Maschine. Und als der türkische Kollege nach sechs Jahren im Betrieb kündigte und seine Papiere holte, da fand keiner der Betriebsleitung ein Wort für ihn.

Auch der türkische Kollege Ali Sefer, der im Mai Cakar von der Tür abnahm und sich als einziger der Kollegen in der Werkshalle als Augenzeuge bekannte, mithin der einzige Belastungszeuge außer dem Opfer gegen Sellmeier und Piller, ist inzwischen nicht mehr bei Sellier und in der BRD. Auch er hat inzwischen die »Abschub-Prämie« genommen und ist in die Türkei zurückgekehrt. Zum Prozeß ist er nicht gekommen. Begründet hat er sein Fernbleiben nicht,

Der Prozeß gegen Sellmeier und Piller vor dem Jugendschöffengericht beim Amtsgericht Freising ist von Richter Gebhard Michael umfassend, sorgfältig und sensibel geführt worden. Anders als interessierte Kreise der Stadt, hat er den Verdacht sehr gründlich geprüft, ob sich hier »die braune Luke geöffnet hat«. Das Ergebnis war, daß sich ein Anfangsverdacht im Verfahren nicht bestätigt hat. Vier Verhandlungstage hat das Jugendschöffengericht dazu gebraucht. Umfangreiche Vernehmungen von Mitarbeitern der Firma Sellier haben stattgefunden. Die meisten sagten aus, sie hätten nichts gesehen. Cakar dagegen erklärt: »Alle haben gelacht!«

Cakar, etwa 1,60 Meter groß und 55 Kilo schwer, ist nicht mehr im Betrieb. Sellmeier, etwa 1,88 Meter groß und knapp zwei Zentner schwer, arbeitet dort noch. Er war im Wortsinn die treibende Kraft bei der Hängeaktion, der zur Tatzeit noch 20jährige Piller nur ein Handlanger; ein dritter Kollege kam nicht auf die Anklagebank.

Von den Kollegen des Cakar war also nichts gesehen worden. Ali Sefer kam nicht in den Zeugenstand. Das Opfer als Kronzeuge. Eine Situation, wie sie aus manchem Prozeß wegen Gewalttätigkeit bekannt ist. Am häufigsten in Vergewaltigungsprozesse. Wie so häufig dort, hat sich auch hier das Opfer erst am Nachmittag des nächsten Tages entschlossen, wegen seiner Verletzung zum Arzt zu gehen. Cakar tat es nur auf heftiges Drängen seiner Frau. Die Verteidiger der Angeklagten, Anwälte aus München, haben versucht, daraus für ihre Mandanten Kapital zu schlagen nach dem Motto: War es vielleicht gar nicht so schlimm? Meine Frage, ob ein nicht nur körperlich malträtierter, sondern auch in seinem Stolz so schwer verletzter Mann wie dieser Türke wohl nicht mehr spontan reagieren konnte, stößt auf

Unverständnis. Die Verteidigungslinie ist klar: Hier wurde ein rüder Unfug - »ein rüder Scherz wäre eine Beleidigung für Herrn Cakar« - begangen. Aber es war keine Ausländerfeindlichkeit!

Es geht so etwas wie ein Aufatmen durch Freising, als das Gericht kein Beweisstück für Ausländerfeindlichkeit finden kann: »A bißerl hirnlos«, »reichlich rüde«, »ein übler Scherz«, »wie halt so gehandelt wird in Betrieben, wo Handarbeiter tätig sind«. Das sind Stimmen, die man in Freising hören kann. Und dann auch: »Das war alles ein bißchen aufgebauscht«; »den Fall hat ja nur die Presse gemacht«; »die hams wohl nix anders zu schreiben«. Und schon ist man wieder obenauf.

Von den politischen Parteien war nichts zu hören in Freising zu dem natürlich »Fall Cakar« genannten Vorgang. Bei der CSU hatte man Parteifreund und Stadtrat Sellier im Hinterkopf. Bei der SPD wollte man zwar eine Resolution rausgeben, hat es aber dann besser gelassen, denn ein Betriebsrat von Sellier, der auch als Zeuge nichts so richtig gesehen hat, stand für die SPD auf der Kommunalwahl-Liste.

Auch bei Sellier ist man über den Vorgang offenbar zur Tagesordnung übergegangen. Betriebsleiter Josef Gumberger will sich nicht dazu äußern, ob, und wenn ja, wie man Sellmeier und Piller zur Verantwortung ziehen wird. »Das sind betriebsinterne Dinge«, sagt er. Zum Vorgang selbst kommt der Kommentar: »Das ist natürlich eine rüde Behandlungsweise eines Kollegen. So etwas kann man nicht gutheißen.« Aber das ist auch schon alles.

Cakar hat gekündigt. Freiwillig. Cakar ist weg. Ab in die Türkei. Daß er sechs Jahre auf der Lohnliste stand, das ist Vergangenheit. Daß er mit Schulden abgereist ist, die sein in der Bundesrepublik bleibender Sohn nun abbezahlen muß - das wird im Betrieb bestenfalls zur Kenntnis genommen. Schon kann man mitfühlende Töne für Sellmeier und Piller hören, die die Prozeßkosten von rund 10.000 Mark bezahlen müssen. Neben den Geldstrafen. Und bei der Verteidigung der beiden rechnet man damit, daß Cakar nun auch noch mit Schmerzensgeldansprüchen kommt.

Das kann schon sein. Aber um Geld ist es dem Türken nicht gegangen. Er kam fünf Monate nach seiner Heimkehr in die Türkei noch einmal zurück, um den Prozeß durchzustehen. Doch das Amtsgericht hat festgestellt, er habe weit weniger Kosten geltend gemacht, als er hätte können. Er hat vier Verhandlungstage lang die Situation immer wieder durchlebt, durchleben müssen, als er in Todesangst mit der Schlinge um den Hals an der Türe hing. Nur einer der beiden Angeklagten hat den traurigen Mut aufgebracht, sich in seinem Schlußwort persönlich zu entschuldigen: der Jüngere. Zu Cakar selbst hat keiner was gesagt. Weder seine Peiniger, noch der Betriebsrat von Sellier, noch die Betriebsleitung. Und niemand hat ihn gefragt, ob er jetzt in der Türkei arbeitslos ist, wovon seine Familie lebt, ob die in der BRD geborenen Kinder Heimweh nach Freising haben, ob die Tochter in der Türkei eine Lehrstelle gefunden hat und ob der Sohn die Schulden der Familie auch wird bezahlen können.

Beim Ortsverein der IG Druck und Papier in München, zu dem auch Freising gehört, will man über diesen Fall »unseres täglichen Faschismus« nicht zur Tagesordnung übergehen. Dort beim DGB weiß man, daß in den Betrieben mehr an Ausländerfeindlichkeit »unter dem Deckel kocht«, als nach außen dringt. Sepp Rauch zu KONKRET: »Wir haben beschlossen, einen Arbeitskreis zu bilden, um die ausländischen Kollegen noch stärker in die Gewerkschaften einzubinden. Das Problem der Ausländerproblematik muß sozusagen vom Kopf auf die Füße gestellt werden.«

Konkret 01/85, S. 38

Hans Aring

»Winning is the only thing«

Die Regierung der USA macht kein Geheimnis daraus, daß sie einen Atomkrieg gegen die Sowjetunion für führbar hält und für gewinnbar. Sie macht ebensowenig ein Geheimnis daraus, daß ein solcher Krieg möglichst geführt werden soll, ohne daß in Texas oder Connecticut auch nur eine Fensterscheibe zu Bruch geht.

Eine solche Strategie läßt sich nur dann verwirklichen, wenn dafür gesorgt ist, daß die Vereinigten Staaten in jeder Phase eines solchen Konflikts das Gesetz des Handelns auf ihrer Seite haben. Anders ausgedrückt: sie müssen dafür sorgen, daß ihnen die Europäer bei einem Krieg in Europa nicht mit eigenen Interessen in die Quere kommen. Es stellt sich die Frage, was die Souveränität der europäischen Nato-Länder im Zweifelsfall eigentlich wert ist. Die Antwort ist kurz und bündig: keinen Pfifferling.

Die in Europa stationierten US-Truppen werden ihre Operationen ausschließlich nach dem ausrichten, was sie als militärische Notwendigkeit definieren. Konsultationen mit den Regierungen der europäischen Nato-Verbündeten wird es, wenn überhaupt, nur im technischen oder administrativen Bereich geben. Ansonsten werden die US-Militärs nach eigenem Gutdünken schalten und walten.

Sie werden sich das Recht nehmen, Gebiete der Verbündeten zu besetzen und sie der Kontrolle der einheimischen Behörden entziehen. US-Militärpolizei wird Verhaftungen vornehmen und Unruhen niederschlagen, auch ohne Zustimmung oder gegen den Willen der jeweiligen Regierung.

Die US-Militärs werden von den europäischen Regierungen alle Daten und Informationen anfordern und bekommen, die sie für wichtig halten. So werden beispielsweise die umfangreichen Datenbestände der Geheimdienste ein willkommenes Hilfsmittel sein, potentielle Störenfriede oder »Friedenshetzer« aus dem Bereich der Gewerkschaften, linker Parteien und Verbände rechtzeitig und wirksam kaltzustellen.

Bürger der europäischen Nato-Länder werden von der US-Armee dienstverpflichtet – durch die Behörden und auf Kosten des Stationierungslandes.

Die US-Streitkräfte werden sich überdies eine Blankovollmacht für die Stationierung, den Transport und den Einsatz von Nuklearwaffen ausstellen lassen. Eine Mitbestimmung der europäischen Verbündeten über Bedingungen und Ziele ihres Einsatzes ist nicht vorgesehen.

Der Vertragsentwurf, der den US-Truppen in Europa für den Fall eines Krieges diese Möglichkeiten einräumen soll, liegt schon fertig formuliert in den Schubladen und muß nur noch unterschrieben werden: das *Emergency Status of Forces Agreement*.

Dieser Vertrag ist sicherlich noch nicht unterzeichnet. Dennoch werden gewisse Elemente daraus heute schon praktiziert. Beispielsweise in Mutlangen, dem ersten Stationierungsort von Pershing-II-Raketen in der Bundesrepublik. Das Stationierungsgelände und die Abschußbereiche *(Quick Alert Sites)* stehen unter ausschließlicher Kontrolle der US-Armee. Dort gilt nicht das Gesetz der Bundesrepublik Deutschland, sondern das Militärstrafrecht der USA.

Die Bewachung dieser Gebiete ist durch ein Handbuch für die Wachmannschaft (Guard Handbook) geregelt. Deren Auftrag ist es, »die Sicherheit der Mannschaften und des Eigentums (vor allem die Raketen) . . . sicherzustellen . « – und zwar »gegen jene kriminelle Elemente, die (das Gelände) beobachten oder Handlungen gegen Personen oder Staatseigentum (der USA) ... erwägen«. Gemeint sind jene Mitglieder der Friedensbewegung, die nach wie vor in Mutlangen ausharren. Gegen sie soll, so die Vorschrift im Wachhandbuch, notfalls auch mit Waffengewalt (deadly force) vorgegangen werden, nämlich dann, wenn die »nationale Sicherheit« der USA (in Mutlangen) für gefährdet gehalten wird.

»Siegen ist nicht alles«, heißt es in den knappen Anweisungen für die Pershing-II-Mannschaften. »Siegen ist das einzige! Wenn du nicht Sieger bist, bist du tot.« Eine Losung für die Friedensbewegung.

Kasten »Tödliche Gewalt« Seite 39

Auszug aus dem Guard Handbook (Wachhandbuch) der Pershing-II-Einheit in Mutlangen 3. Regeln der Kampfaufnahme und des Einsatzes tödlicher Gewalt:

d) Sabotage oder Spionage:

Zerstörung, Beschädigung, Diebstahl oder Zugang zu Material, das durch diesen Befehl oder einen vorgesetzten Offizier als für die Nationale Sicherheit (der USA) entscheidend ausgewiesen ist, können die Anwendung tödlicher Gewalt

erfordern, um solche Handlungen zu verhindern.

e) Gebiete und Ausrüstung, die durch tödliche Gewalt geschützt sind:

1: Jeder Pershing-Flugkörper, oder solche Teile des Flugkörpers oder der Unterstützungs- und Kontrollausrüstung, die, im Falle der Zerstörung, verhindern, daß der Flugkörper abgefeuert werden kann. Falls Sie nicht wissen, welche dies sind, bitten Sie den Unteroffizier der Wache, Ihnen zu zeigen, welche dies sind und wo sie sich befinden.

2: Das Gebiet innerhalb des Doppel-Grenz-Zaunes der MSA (Mutlangen Security Area)

Konkret 01/85, S. 41

Ekkehardt Jürgens

Konkret-Extra
Der Faktor PSY

Historische Beispiele und aktuelle Bedeutung der Psychologischen Kriegführung

Wenn Machthaber (bzw. Machtmacher) unter sich sind, dann reden sie schon mal Fraktur. So verdanken wir der in Machtfragen rührigen Konrad-Adenauer-Stiftung folgende Anekdote aus den fünfziger Jahren: »Felix von Eckardt, der damals Pressesekretär von Konrad Adenauer war, ging 1952/53 zum alten Kanzler und sagte ihm, daß 80 Prozent der westdeutschen Bevölkerung die Wiederbewaffnung ablehnten. »Der Alte« wandte sich von Eckardt zu und fragte in seiner üblichen Weise: »Nun, was kann man dagegen tun?«

Wieder aufgeführt finden wir das Kabinettstückchen 1981, zum Abschluß einer Konferenz über »Neo-Konservativismus«, in Bonn – an einem Ort also, an dem die kalten Krieger gerade auf Rückkehr zur Regierungsmacht drängten, zu einer Zeit, da sich wiederum eine Bevölkerungsmehrheit gegen die Aufrüstung zu bilden begann. Beim Abendessen und mit gelockerter Zunge gab der CDU-Bundestagsabgeordnete Dr. Lenz das Bonmot zum Besten. Sein Tischnachbar und Gesprächspartner – ein prominenter Strategieexperte aus den USA – erteilte historische Nachhilfe in puncto Friedensbewegung der frühen Bonner Jahre: »Ich glaube, die Geschichte hat gezeigt, was dagegen getan worden ist. Der Trend wurde umgekehrt, und zwar durch eine energische Überzeugungskampagne und durch politische Führung.«

»Energische Überzeugungskampagne und politische Führung« – wie in einer Faustformel ist hier traditionelles Selbstverständnis von Herrschaft ausgedrückt. Das Werben um Zustimmung und das Formieren von Gefolgschaft, die raffinierte Beeinflussung der Köpfe und die schlichte Durchsetzung von Gewalt, im Extrem: Demagogie und Terror – das waren schon immer die zwei Methoden bürgerlicher Machtausübung, je nach Konjunktur mit unterschiedlicher Gewichtung gehandhabt.

Strategische Konzepte zur Beeinflussung des Denkens und des Fühlens erfahren nicht zufällig ihren Aufschwung in Zeiten ökonomischer und sozialer Krisen. Steht gar ein kriegerischer Ausweg aus der Krise zur Debatte (insgeheim erstmal, logistischerweise), dann pervertieren sich die ideologisch-psychologischen Bemühungen bis ins Unglaubliche. Ob Gott oder Kaiser, ob Generalfeldmarschall oder der Gefreite aus Dingsda, ob Volk ohne Raum oder grenzenlose Kulturnation, ob Freizügigkeit oder Konkurrenzfähigkeit: Immer war und ist die Ablenkung von wirklichen Klasseninteressen verbunden mit der Hinlenkung auf ein magisches Gemeinschaftsideal.

Historisch läßt sich der Beginn des neuen Politkults ziemlich genau zurückdatieren auf die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Je mehr der bürgerliche Nationalstaat von der Rolle des ideellen Gesamtkapitalisten in die Rolle des reellen Gesamtkapitalisten überwechselte, je mehr verblaßte sein Heiligenschein, zu nichts da zu sein als zum Wohle aller. Um diesen Schein aufrechtzuerhalten bzw. von Fall zu Fall neu aufzurichten, brauchte man intellektuellen Erfindungsreichtum von wissenschaftlichem Kaliber. Der Kampf um die Köpfe, genauer: der Kampf der Herrschenden gegen die Köpfe der Beherrschten und unter Zuhilfenahme ihrer Gefühle, erfährt seine extremste Perversion in der Vorbereitung und Durchführung von Kriegen. Hier vor allem gibt die deutsche Geschichte Einblick in die Regie des Massenbetrugs. Bis zum Ersten und zum Zweiten Weltkrieg wurden in keinem anderen Land der Erde vergleichbare Anstrengungen unternommen, um kriegerische Uberfälle propagandistisch als Verteidigungskämpfe umzulügen. Daß im Endeffekt der Angreifer gleich zweimal eine Niederlage erfahren und damit seine Geheimarchive preisgeben mußte, kommt wenigstens im nachhinein der wissenschaftlichen Aufklärung zugute.

Angst vor dem Aufstand der Massen

»Die Massen sind so etwas wie die Sphinx der antiken Sage: man muß die Fragen, die ihre Psychologie uns stellt, lösen oder darauf gefaßt sein, von ihnen verschlungen zu werden.« 1895 veröffentlichte der französische Gelehrte Gustave Le Bon diesen Gedanken, in seiner gleichermaßen Furcht wie Aufsehen erregenden Schrift »Psychologie des foules«. (1984 demonstriert eine halbseitige Anzeige unter der Schlagzeile »Psychologie des foules und Bankauskunft«<, daß der Altmeister der Massenbeeinflussung noch heute im Management-Training hoch im Kurs steht).

Zwar einseitig aus der Sicht des elitären Intellektuellen, doch insofern verallgemeinerbar für ein herrschaftliches Gesellschaftsbild, spiegeln sich in der »Psychologie der Massen« die neuartigen Phänomene der Jahrhundertwende: Das »Zeitalter der Massen« hatte begonnen, und an der Oberfläche bestätigten eine ganze Reihe von Erscheinungen solche Redeweise. Erstmals in der Weltgeschichte hatten alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens Massenumfang angenommen. Angefangen bei der Massenproduktion (aufgrund maschinell-industrieller Herstellungsverfahren) über den Massenkonsum und die Massenbevölkerung (konzentriert in schnell anwachsenden Großstädten) bis hin zum Massenelend und entsprechenden Massenbewegungen (für Arbeitszeitverkürzung, Lohn und Brot, gegen forcierte Ausbeutung und

Aufrüstung). Schließlich die Aufstellung nationaler Massenheere, die (verbunden mit einer abenteuerlichen Kolonial- und Kanonenbootpolitik) einen künftigen Krieg in globalen Dimensionen vorausahnen ließen.

Logischerweise mußte sich angesichts solcher Massierungsprozesse die Machtfrage für herrschende Minderheiten schärfer als je zuvor stellen. Rein quarititativ sah die Lage nicht gut aus. Zudem hatte der übermäßige Einsatz exekutiver Gewaltmittel neue, unerwünschte Begleiterscheinungen: erstmals wurde über den Massenstreik zur Erkämpfung politischer Rechte diskutiert. Um der sich bildenden Gegenstimmung habhaft zu werden, mußte sie als solche auch wahrgenommen werden. Wer das Denken und Fühlen »der Massen« für seine eigenen Sonderinteressen nutzen wollte (sei es zu politischen, zu kommerziellen oder militärischen Zwecken), der mußte ihm erst einmal mit wissenschaftlichen Mitteln auf die Schliche kommen. Die Psychologie war dafür die richtige Disziplin, und einige ihrer Vertreter dienten sich den diversen Zwecksetzungen derart an, daß es im Verlaufe weniger Jahrzehnte zur Arbeitsteilung in diverse Bindestrich-Psychologien kam.

Das Prinzip der »sozialen Täuschung«

»Die soziale Täuschung herrscht heute auf allen Ruinen, die die Vergangenheit auftürmte, und ihr gehört die Zukunft. Nie haben die Massen nach Wahrheit gedürstet. (...) Wer sie zu täuschen versteht, wird leicht ihr Herr, wer sie aufzuklären sucht, stets ihr Opfer.« (Le Bon) Was hier, aus dem Zusammenhang gerissen, wie ein allgemeines Lamento des Kulturpessimismus klingt, zielt auf konkrete Gegner: auf jene Weltverbesserer und Glücksversprecher, denen Le Bon alle Massentäuschungen dieser Welt anlastet. Und um aus seiner antidemokratischen Haltung nicht den geringsten Hehl zu machen, schlägt er den Bogen gleich von der Französischen Revolution bis zum modernen Sozialismus. Doch was ein echter Konservativer ist, der beläßt es nicht bei der großen Anklage, der versucht aufzuräumen mit all dem Fortschrittskram – und bedient sich dabei nicht selten der Formen, die der Fortschritt hervorgebracht hat.

»Die Kenntnis der Psychologie der Massen ist heute das letzte Hilfsmittel für den Staatsmann, der (. . .) nicht allzusehr von ihnen beherrscht sein will.« Eine solche »Kenntnis« scheint es zu sein. daß »die Massen« beim Wort nehmen, was man ihnen sagt, daß sie von der Sprache auf die Sache schließen, die mit der Sprache ausgedrückt werden soll. Will man ihnen aber nun Sachen beibringen, die nach herkömmlicher Ausdrucksweise »einen tiefen Widerwillen« erzeugen, so hilft ein einfacher Kunstgriff. Man suche einen neuen Ausdruck: »Eine der wichtigsten Aufgaben der Staatsmänner besteht also darin, die Dinge, die die Massen unter ihren alten Bezeichnungen verabscheuen, mit volkstümlichen oder wenigstens bedeutungslosen Namen zu taufen. Die Macht der Worte ist so groß, daß gutgewählte Bezeichnungen genügen, um den Massen die verhaßtesten Dinge annehmbar zu machen.«

Man muß sich das schon auf der Zunge zergehen lassen. Einmal abgesehen davon, daß hier die materiellen Interessen »der Massen« unterschätzt und die ideelle »Macht der Worte« überschätzt werden, so hat das Le Bonsche Verfahren doch immer wieder gelehrige Schüler und zeitweilige Erfolge gehabt. Die Rede vom »Arbeitgeber«, der doch im Grunde gegen Barzahlung die Arbeit anderer nimmt, wurde seinerzeit schon von Friedrich Engels als »Kauderwelsch« entlarvt und hat sich doch bis heute gehalten.

Mit »Masse« ist nichts anderes als die zur Massenerscheinung gewordene Arbeiterbewegung gemeint. Damit entpuppt sich die um die Jahrhundertwende aufkommende Sozialpsychologie als politische Psychologie. Sie liefert der Bourgeoisie jene Integrationskonzepte, mit der die nachdrängende Opposition ihrer Köpfe beraubt werden soll – und zwar durchaus auch mit irrationalen Mitteln. Wie folgenreich sich die psychologisch fundierte Taktik im politischen Alltagskampf niederschlug, zeigt die Entwicklung des Revisionismus in der deutschen Sozialdemokratie, der damals stärksten Proletarierorganisation der Welt. Realistische Vertreter des Bürgertums setzten auf Vollmar, Auer und Bernstein: »Folgt diesen die Masse, so ist die Gefahr für unser Staatsleben und unsere Volkswirtschaft so ziemlich beseitigt.«

So Professor Gustav Schmoller, der Vorsitzende des »Vereins für Sozialpolitik« . Der hatte erkannt, »daß gerade die deutsche Arbeiterschaft die radikalste wurde« und daß dem »Selbstgefühl der gesamten unteren Massen« mit dem wilhelminischen Knüppel allein nicht mehr beizukommen war: »Meine Herren, solche Gefühlsimponderabilien heilt man nicht mit der Polizei, am allerwenigsten durch eine gewaltsame Unterdrückungspolitik!« Ausgerechnet im Preußischen Herrenhaus versuchte Schmoller seine Kollegen von der feudal-aristokratischen Bank davon zu überzeugen, daß die »geistige Herrschaft eines Mannes« wie Karl Marx am besten mit sozialpsychologischen Mitteln zu brechen sei.

Neben der Massenpsychologie gilt die Völkerpsychologie als weitere Wurzel der Sozialpsychologie. Beide Teildisziplinen reflektieren in ihrer Entstehungsphase zwei Seiten des damals sich herausbildenden Imperialismus. War die Massenpsychologie darauf angelegt, die krass sich abzeichnenden Klassenstrukturen zu verschleiern, so lieferte die Völkerpsychologie genau umgekehrt Grundmuster zur Hervorhebung von Gegensätzen. Diente sich die Massenpsychologie an als Elitewissen, um die Herrschaftsverhältnisse im Innern zu stabilisieren, so leistete die Völkerpsychologie wissenschaftliche Schützenhilfe für eine kriegerische Außenpolitik. Dieser Mißbrauch mag seinerzeit den hervorragenden Vertretern (und Begründern!) der deutschen Psychologie gar nicht bewußt gewesen sein, wie ja

überhaupt Kolonialismus und Rassismus als ganz selbstverständlich erschienen. Aber gerade zur Selbstverständlichmachung kolonialer Eroberung haben jene mehr oder weniger wissenschaftlichen Ansichten beigetragen, die den Stellenwert fremder Völker an der Nasenspitze anzusehen glaubten.

Daß schließlich die Völkerpsychologie zur Bekämpfung des »äußeren« wie zur Niederhaltung des »inneren« Feindes mißbraucht wurde, davon legt der »Wehrwissenschaftler« Professor Banse Zeugnis ab. In seinem Buch »Raum und Volk im Weltkrieg«, geschrieben nach dem verlorenen ersten und noch vor dem geplanten zweiten, heißt es: »Schon im Frieden muß Völkerpsychologie ihre klug und vorsichtig geleitete Tätigkeit beginnen; je weniger man von ihr unmittelbar bemerkt, um so höher ist ihre Wirksamkeit einzuschätzen. Sowohl Politik wie Kriegsführung müssen sich ihrer bedienen. Feste Auslandshilfsstellen müssen feindliche und neutrale Länder mit einem engen Netz unauffälliger Beeinflussung überziehen und sich aller Mittel bedienen, die für ihre Zwecke geeignet scheinen, Presse und Rundfunk, Kino und Spionage, gemeinnützige Einrichtungen und Bestrebungen. (...) Jedes Mittel ist hier recht, die seelische Haltung des Feindes von vornherein und tiefschürfend zu untergraben, die eigene dagegen zu stärken.«

Damit ist in großzügiger Rück- und Vorausschau der Rahmen abgesteckt: von Le Bons simpler Gebrauchsanleitung zur Herrschaft im eigenen Land bis hin zu den verdeckten Operationen der CIA im Weltmaßstab. Bevor jedoch letztere aufgedeckt werden, sind noch jene beiden anderen Bereiche angewandter Psychologie nachzuholen, ohne die der Psychokrieg unserer Tage nicht so perfekt geführt werden könnte: die Werbe- und die Wehrpsychologie.

»Appell an die primitivsten Regungen«

»Die Mittel der Werbung und der Public Relations stehen heute den Streitkräften ebenso zur Verfügung wie allen anderen, und von den Werbefachleuten (...) haben die Militärs sehr viel gelernt, wie sie sich selber in Krisenzeiten präsentieren müssen. ..« Ein englischer Sozialpsychologe, Peter Watson, schreibt das, noch dazu einer, der es von beiden Seiten her wissen muß, hat er doch seine Erfahrungen in puncto »Psycho-Krieg« (so der Titel seines Buches) als Spezialist in Nordirland sammeln dürfen.

Wie bei der Völker- und Massenpsychologie, so läßt sich auch bei der Wirtschafts- bzw. Werbepsychologie ein historischer Zusammenhang zur Entwicklung des Imperialismus rekonstruieren. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhundert wurden die ersten standardisierten Verkaufsgespräche entwickelt.

Die ersten deutschsprachigen Untersuchungen zur Werbepsychologie erscheinen kurz vor dem 1. Weltkrieg (Hugo Münsterberg, Psychologie und Wirtschaftsleben, Leipzig 1912). Der eigentliche Boom folgt in der Weimarer Republik, beginnend mit Walter Moedes »Experimental-Psychologie im Dienste des Wirtschaftslebens« (1919). 1920 gibt der Wundt-Schüler Moede seine »Experimentelle Massenpsychologie« (sic!) heraus, 1921 wird er Professor für angewandte Psychologie in Berlin – was er denn auch bis zu seinem Tode 1958 bleiben soll.

Wie schon bei dem Klassiker der Massenpsychologie, so wird auch in der frühen Werbepsychologie ein Massen-Begriff unterstellt, der den Menschen auf ein Reiz-Reaktions-Muster reduziert. Je mengenhafter er auftritt, desto geistig unterentwickelter. »Die atavistisch ererbten Anlagen sowie erworbene und erzogene Schwächen sind der großen Masse gemeinsam.« So ein Standardwerk zur »Psychologie der Reklame« (Ch. von Hartungen, 1921), und natürlich wird dem Werbetreibenden gleich ein entsprechendes Werkzeug zur Massenbearbeitung an die Hand gegeben – der sprachliche »Hammerschlag«, möglichst mit Nachdruck und Wiederholung. »Die feste, apodiktische Behauptung ist für den Reklamer als Ankündigungsmittel deswegen wertvoll, weil die Masse nicht denken will. Sie neigt daher dieser Reklameform besonders zu, da dieselbe kein selbständiges Denken und Urteil, keine Stellungnahme erfordert, weil man durch sie geistige Arbeit erspart.«

Das ist, fast wörtlich, abgeschrieben bei Le Bon. Dort hieß es, »daß die Unfähigkeit der Massen, richtig zu urteilen, ihnen jede Möglichkeit kritischen Geistes raubt, das heißt, die Fähigkeit, Wahrheit und Irrtum voneinander zu unterscheiden und ein scharfes Urteil abzugeben. Die Urteile, die die Massen annehmen, sind nur aufgedrängte, niemals geprüfte Urteile.« Lächerlich, diese wissenschaftlich unhaltbare Vorstellung, nach der nur ein Sinneseindruck von außen genügt, um eine innere Einstellung zu prägen? Das Lachen vergeht einem, wenn man weiter verfolgt, wer im Laufe der Geschichte-noch so abgeschrieben hat. Beispiel: »Sie (die Menschen und Massen) sind nicht in der Lage oder nicht willens, das ihnen Dargebotene selber zu prüfen, so daß ihre gesamte Einstellung zu allen Tagesproblemen nahezu ausschließlich auf die äußere Beeinflussung durch andere zurückzuführen ist.« 1925 geschrieben von einem, der den Massen öffentlich schmeichelte wie kein anderer, bis daß er ihr Führer und Schlächter werden konnte. Denn »Führen heißt: Massen bewegen können.« (Hitler, Mein Kampf).

Kommt man den Massen nicht über den Kopf bei (angeblich, weil sie zu dumm dazu sind), muß man es über den Bauch versuchen. Dies gilt für die Warenwerbung insgesamt und keineswegs nur für das Angebot materieller Lebens- und Genußmittel. Geradezu als »Axiom bei der Durchführung richtig aufgebauter Reklame« gilt der Satz: »Die Einwirkung auf

die Psyche des einzelnen oder der Masse ist am erfolgreichsten, wenn sie an die primitivsten Regungen und Affekte appelliert.« (Ch. v. Hartungen).

In der Werbepsychologie drückt man sich heutzutage etwas vorsichtiger aus. Folgt man der Auflistung der – wie immer auch definierten – »Bedürfnisse«, so kommt unterm Strich nur die alte, kopflose, triebhafte Masse Mensch heraus. Die fühlt sich hin-und-her-gerissen zwischen: »1. Selbsterhaltungs- und Sexualtrieb, 2. Genuß- und Heiterkeitsbedürfnis, 3. Besitz- und Sammeltrieb« und so weiter bis « 15. Pflicht- und Dienstbedürfnis« (J. L. Wage, Psychologie und Technik des Verkaufsgesprächs, München 1969).

In den »verkaufspsychologischen« Trainingsprogrammen geistern nach wie vor die alten Charakter-Typologien herum (»Typenlehre – Verhalten und Wesenszüge von Menschen anhand eines Rasters«), und der Mensch wird als Manövriermasse von allen Seiten zurechtgeknetet (»Rationale, emotionale und suggestive Beeinflussungsstrategien«). Die Sprache hat einen außerordentlich kriegerischen Charakter (»Taktische Variationen in Verhandlungssituationen zur Strategiedurchsetzung«), wobei das eigentliche Kunststück darin besteht, daß das Angriffsobjekt sich selbst nicht angegriffen »fühlt«. Im Gegenteil: »Jetzt muß der Verkäufer erst einmal beweisen, daß er kein Angreifer ist und daß er Nutzen und Vorteil bringt. Er muß an andere Motive appellieren, um den Verteidigungstrieb abzubauen.« »Strategisches Argumentieren« nennt man das. Nicht nur sprachlich, auch inhaltlich liegt der Gedanke an Kriegführung nahe: Geht es doch hier wie dort darum, Widerstand abzubauen und Stimmung zu machen für ein »gemeinsames« Ziel .

»Das Angriffsziel ist das Gehirn«

»Besondere psychologische Probleme ergeben sich für die höchste militärische Führung und für die Regierung eines Landes, das sich im Kriegszustand oder in aktueller Kriegsgefahr befindet. Eine Vielzahl neuer Fragen wird dann Psychologen gestellt: Wie steht die Öffentlichkeit grundsätzlich zum Militär? Wie wird die öffentliche Meinung grundsätzlich auf die Mobilisierung und auf die Tatsache reagieren, daß man sich plötzlich im Krieg befindet? Wie läßt sich die öffentliche Meinung genau registrieren und möglicherweise manipulieren?« Man spürt: Hier weiß einer genau, welches Kopfzerbrechen es den Herrschenden macht, ihre Untergebenen in den Tod zu schicken. Das Zitat stammt von einem Fachmann, der seine eigenen Erfahrungen und die jahrelange Auswertung diverser Militärstudien in einem 460-Seiten-Wälzer zusammengefaßt hat. Peter Watsons »Psycho-Krieg«. In betont unterkühlter, zum Teil zynischer Distanz werden so ziemlich alle Mißbrauchsmöglichkeiten von Psychologie dargestellt: von schlichten Disziplinierungstechniken bis zu abgefeimten Foltermethoden, von der Behandlung der Streß-Psychosen und Todesängste bis zur Demotivierung von nationalen Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt. Daß einem beim Lesen hin und wieder schlecht werden kann, verweist auf die Natur der Sache: auf die Unmenschlichkeit, wörtlich zu nehmen.

Psychologie im engeren Sinne, als angewandte Wissenschaft, wurde von den Militärs erst in Anspruch genommen, als sich die Probleme der Massenrekrutierung bzw. Massenführung akut stellten. Die US-Armee begann im Ersten Weltkrieg mit Intelligenztests; in Deutschland wurden diagnostische Verfahren zu Militärzwecken erst nach dem Krieg eingeführt. Überhaupt wurde die »Militärpsychologie« als regelrechte Disziplin erst in der Weimarer Republik begründet. Honorige Namen dokumentieren, daß militaristische Kontinuität bis in den Faschismus hinein (und zum Teil darüber hinaus!) auch für Akademiker eine Art Laufbahn bildete.

Drei Beispiele: Philipp Lersch war von 1925 bis 1933 Reichswehrpsychologe, von 1933 bis 1944 gab er die »Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde« heraus, seit 1961 zeichnet er als Herausgeber der »Psychologischen Rundschau«; Johann B. Rieffert sammelte von 1925 bis 1931 Erfahrungen als wissenschaftlicher Leiter der Heerespsychologie, bevor er 1934 seine »Methoden und Grundbegriffe der Charakterologie« herausgab; Max Simoneit, wissenschaftlicher Leiter für Eignungsuntersuchungen im Oberkommando der Wehrmacht, publizierte 1933 eine »Wehr-Psychologie« und 1953 seine »Charakterologische Symptomenlehre« – bevor er 1956 zum Leiter des psychologischen Forschungsinstituts Köln wurde. Man sieht: Die Professoren hielten es mit dem »Charakter«, zumindest in ihren Schriften.

Als Teildisziplin der Militärpsychologie ist die psychologische Kriegführung älteren Datums – auch wenn sie damals noch nicht so genannt wurde. Zunächst war schlicht von »Propaganda« die Rede. Einmal abgesehen von dem historisch nachweisbaren Tatbestand, daß Propagandabemühungen immer schon zu Kriegszeiten verstärkt wurden, so unterscheidet sich doch die Kriegspropaganda mit dem Aufkommen des Imperialismus – nicht nur in Umfang und Breitenwirkung, sondern auch in qualitativer Hinsicht. Sie wird sozusagen integraler Bestandteil eines auf Expansion (und damit nicht zuletzt auf Krieg) ausgerichteten Systems.

Erster, Zweiter Weltkrieg: »Rußland will den Krieg!«

In Deutschland waren es vor allem die kaiserlichen Generalstäbler und die bürgerlichen Schwerindustriellen, die von zwei Seiten her der Propaganda zu ihrer neuen Qualität verhalfen. Die einen bauten ihren Geheimdienst aus und die anderen

steckten ihr Geld in Propagandavereine. Insbesondere seit 1912, als im geheimen Kriegsrat des Kaisers eine Schlacht größeren Ausmaßes bereits als »unvermeidlich« erörtert wurde, zeitigte das Zusammenspiel erste Erfolge. Während die Sozialdemokratie – mit 35 Prozent die damals stärkste Partei in Deutschland – auf nationaler und internationaler Ebene zu Aktionen gegen den »Rüstungswahnsinn« aufrief, suchte man insgeheim nach Auswegen, den sozialen Protest in nationale Begeisterung umzulenken. Das Schlagwort vom »Rassenkampf«, schon Jahre vorher von den Propagandavereinen gepredigt, schien das geeignete zu sein. Und so erschien ein neuer Feind am Horizont: der Slawismus, die Herausforderung an alle Germanen, konkret: Rußland, bis an die Zähne gerüstet. Die Bedrohungslüge des Jahrhunderts war geboren.

Zunächst galt es, Stimmung zu machen für die Finanzierung einer Heeresvorlage, deren Dimension schon damals nach Krieg roch. Man kannte den Begriff »Nachrüstung« noch nicht, doch die Beschwörung der Gefahr aus dem Osten meinte inhaltlich dasselbe. Der Coup klappte, das Rüstungsvorhaben wurde bewilligt und im historischen Rückblick konnten die Führer der Propagandavereine sich Selbstlob spenden: »Der Wehrverein hat das Verdienst, zusammen mit dem Alldeutschen Verbande die große Heeresvorlage des Jahres 1913 stimmungsmäßig vorbereitet und die Erkenntnis von ihrer Notwendigkeit so verbreitet zu haben, daß sie ohne Schwierigkeiten von der Regierung durchgesetzt werden konnte.« (Heinrich Class)

Übersetzen wir »stimmungsmäßig« mit »psychologisch«, so ist damit der Kern der Sache getroffen. Durch Ausbau eines künstlichen Feindbildes soll von wirklichen Interessengegensätzen abgelenkt werden; die Angst vor der äußeren Bedrohung verdrängt jene lebenswichtige Angst, die als innere Stimme vor Risiko, Verlust und Tod warnt. Im patriotischen Hochgefühl der »Vaterlandsverteidigung« schwand auch manchem Sozialdemokraten – vor allem auf den Höhen parlamentarischen Rangs – der alte, kritische Spürsinn. Rund ein Jahr nach Annahme der Heeresvorlage im Reichstag (30. Juni 1913) wurden die ersten Feldsignale gegeben. Das neue Feindbild wirkte von der Aufrüstung bis zur Mobilisierung: »Rußland will den Krieg!« verkündete eine Schlagzeile am Abend des 31. Juli 1914, am Vorabend des Ersten Weltkriegs also.

Nach der Niederlage 1918 hatten die Propagandavereine erst einmal ausgedient. Was keineswegs heißt, daß ihr reaktionäres Gedankengut damit zu den Akten gelegt war. Neue Institutionen übernahmen zum Teil die Funktionen der alten Vereine, u.a. kommerzielle Massenblätter (beispielsweise aus dem Hause Hugenberg, der als Mitbegründer der »Alldeutschen« nun über ein regelrechtes Medienimperium verfügte), aber auch neuartige Parteigebilde (wie die als Arbeiterpartei sich tarnende NSDAP).

Anders dagegen der zweite Flügel psychologischer Kriegführung, der militärische Geheimdienst, der sich institutionell eine gewisse Kontinuität erhalten konnte – vom Kaiserreich bis ins Hitlerreich. Keimzelle war die geheime »Abteilung 111 B«, so genannt, weil 1889 dem Oberquartiermeister 111 im Generalstab unterstellt. Chef der »111 B« war der Oberst i. G. Nicolai, der später noch der faschistischen Nachfolgeorganisation (Amt »Ausland/Abwehr« im OKW) sowie dem »Führer« persönlich seine Beraterfunktion andienen sollte. In seinem Buch »Geheime Machte« (1924) skizzierte Nicolai die neue Machtfülle eines Geheimdienstes, der sich nicht mehr mit Informationsbeschaffung und Spionageabwehr begnügt: »Im inneren Leben der Staaten entstanden neue soziale Probleme, die für den Nachrichtendienst sowohl Gegenstand der Erkundung wie auch der Beeinflussung wurden. (. ..) An Stelle des militärischen trat ein Nachrichtendienst des Staates gegen das ihn umgebende Ausland schlechthin (...) Er begnügte sich nicht mehr mit der rein negativen Tätigkeit der Erkundung, sondern ging zum positiven Handeln im Wirtschaftskampf und in der Propaganda innen- und außenpolitischer Art über.« Eine Gebrauchsanleitung, die ins Stammbuch der CIA geschrieben sein könnte.

Seine weitgehenden Vollmachten – bis hin zur politisch zielgerichteten Aktion – eroberte sich der militärische Geheimdienst in Vorbereitung des Ersten Weltkriegs. Nicht zufällig erfolgte 1912 der forcierte Ausbau der »Abteilung 111 B« – und zwar auf Drängen des Chefs der Operationsabteilung, Erich Ludendorff. Als Ludendorff schließlich während des Krieges (1916) mit Hindenburg in die Oberste Heeresleitung aufstieg, da entwickelte sich die 111 B-Abteilung zum zentralen Überwachungsorgan mit den Vollmachten einer Militärdiktatur. Um die Bevölkerung über das damals wichtigste Massenmedium, die Presse, beeinflussen zu können, verfugten die Geheimdienstmilitärs über ein eigens eingerichtetes »Kriegspresseamt«. Von A bis Z listeten die Offiziere auf, über was Journalisten berichten durften und über was nicht; trotz formeller Beibehaltung der Pressefreiheit entwickelte sich die militärische Zensur faktisch zur politischen. Daneben führte das Kriegspresseamt regelmäßige Besprechungen im Reichstag durch – ein Novum in der deutschen Zeitungs- bzw. Staatsgeschichte und zugleich die Geburt der heutzutage selbstverständlichen Pressekonferenzen.

Genützt hat es schließlich doch nicht. Zwar hat die »Durchhalte«-Parole (erst von Hindenburg erfunden, dann von Politikern und Zeitungen verbreitet) das Massensterben verlängert. Aber die »Nervenfrage«, auf die Hindenburg den Krieg reduzierte, wurde zuungunsten des Angreifers entschieden. Dieselben Herren, die sich rühmten, den Krieg »stimmungsmäßig« vorbereitet zu haben, verstanden jetzt den Stimmungsumschwung nicht. Es begann die Psychologisierung der Niederlage (nicht zuletzt, um von der Verantwortung des militärischen Mißerfolgs abzulenken). Beim Nachblättern in Ludendorffs Kriegserinnerungen ist man stark an Le Bons Bild von der bedrohlich-rätselhaften Sphinx erinnert: Das »Ringen gegen den Geist« wird beschworen, der »Seelenzustand der Deutschen« beklagt, die

»Verschlechterung der Psyche des Heeres« registriert. Kurz: Die psychologische Kriegführung hat versagt.

»Nur keine Kriegspsychose!«

Die Unbelehrbarkeit der Verlierer von 1918 könnte als kurioses Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte vergessen werden, wenn nicht diese Nachkriegszeit zur Vorkriegszeit geworden wäre und die Unbelehrbaren (auf ihre eigensinnige Weise) dazugelernt hatten. So entstanden in den 20er Jahren etliche Propagandastudien, die den verlorenen Krieg dahingehend auswerteten, wie der nächste zu gewinnen sei. Unter anderem widmete sich in München ein Geheimdienstspitzel und Terrorist namens Adolf Hitler den Grundkenntnissen der Massenpsychologie. Als er – nach seinem mißlungenen Putschversuch mit dem eben erwähnten Ludendorff – in der Festungshaft Zeit und hervorragende Bedingungen zum Studium fand, notierte er kritisch zur deutschen Propaganda im Ersten Weltkrieg: »Das vollkommene Fehlen jeder psychologisch richtigen Überlegung«. Seine Faustformel »in der Form ungenügend, im Wesen psychologisch falsch« war seit 1925 in »Mein Kampf« nachzulesen.

Joseph Goebbels teilte diese Ansicht und drängte darum 1933 auf ein spezielles Ministerium, das ein für alle mal Schluß machen sollte mit den historischen Schwachpunkten der psychologischen Kriegführung. Denn wirkungsvolle Propaganda habe nicht erst »auf der Höhe einer politischen oder kriegerischen Aktion einzusetzen, sondern ist große weitausholende erzieherische Vorbereitung.«

An dieser »weitausholenden« Vorbereitung war nicht nur das »Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda«, sondern auch das Kriegsministerium mit psychologischen Methoden beteiligt. Die Militärs verfügten jetzt über eine neue, geheimnisvolle Institution, die sich »Psychologisches Laboratorium« nannte. Dessen führender Mitarbeiter, ein promovierter Major (Albrecht Blau), schrieb bereits im Oktober 1935, freilich nur für den Dienstgebrauch: »Die Propaganda ist heute bereits ein Kriegsmittel von sehr wahrnehmbarer Realität, das durchaus geeignet ist, in einem möglichen Kriegsfalle Deutschland vor neuartige Aufgaben der Kriegführung zu stellen. Der Zeitpunkt ist daher gekommen, um sich mit den vorliegenden Problemen auseinanderzusetzen.«

Zum selben »Zeitpunkt« übrigens, als man im »Laboratorium« bereits an Kriegsmitteln bastelte, ließ sich Hitler öffentlich wegen seiner »Friedenspolitik« feiern. »Nur keine Kriegspsychose!«, befahl Goebbels der Presse in seinen regelmäßigen Regieanweisungen. Das Wort »Krieg« war ein Tabu, und von »Rüstung« war nur dann die Rede, wenn potentielle Gegner ins Visier genommen werden konnten. So diente 1936 die Parole »Rußland rüstet!« dazu, das Volk »seelisch« auf die erneute Massenrekrutierung vorzubereiten. Die Psychologie erschien geradezu als Tausendsassa, um hinter großen Friedensbeteuerungen heimlich das Gegenteil voranzutreiben. Nur mußten irgendwann, als die militär-industriellen Vorbereitungen schußreif waren, dem Volk seine Friedensträume ausgeredet werden. Daß dies kein einfaches Unterfangen war, dokumentiert die Rede Adolf Hitlers, die er im November 1938 hielt, zunächst im Kreise jener Meinungsmacher, auf die es entscheidend ankam: »Der Zwang war die Ursache, warum ich jahrelang nur vom Frieden redete. (.. .) Es war nunmehr notwendig, das deutsche Volk psychologisch allmählich umzustellen und ihm langsam klarzumachen, daß es Dinge gibt, die, wenn sie nicht mit friedlichen Mitteln durchgesetzt werden können, mit Mitteln der Gewalt durchgesetzt werden müssen. (...) Diese Arbeit hat Monate erfordert; sie wurde planmäßig begonnen, fortgesetzt und verstärkt.«

Wohin diese psychologische »Umstellung« und planmäßige »Verstärkung« geführt hat, zeigte sich am 1. September 1939. Mit einem Täuschungsmanöver sondergleichen überfiel die deutsche Wehrmacht das Nachbarland Polen, ohne daß im deutschen Rundfunk von »Krieg« die Rede sein durfte'(stattdessen vom »Zurückschlagen«, von »Kampfhandlungen«). Nur in dem am gleichen Tag über alle Sender verbreiteten Hörverbot ausländischer Sender kam – zwangsläufig – das Wörtchen »Krieg« vor. Und gleich einem Credo der psychologischen Kriegführung verkündete diese merkwürdige »Rechtsverordnung« in der Präambel: »Im modernen Krieg kämpft der Gegner nicht nur mit militärischen Waffen, sondern auch mit Mitteln, die das Volk seelisch beeinflussen und zermürben sollen.« Nur der Gegner, natürlich.

»Psyops« gegen Friedenssehnsucht

Nicht nur der Psychokrieg, auch der Krieg selber hinterläßt Spuren in den Köpfen. Erst Lübeck und Rostock, dann Köln und Hamburg, schließlich Berlin, Nürnberg, München und Dresden – in Schutt und Asche. Das »Sättigungsbomben«, mit dem die anglo-amerikanischen Luftflotten erklärtermaßen »die Zermürbung der Moral des deutschen Volkes« erreichen wollten, hatte sein psychologisches Ziel nicht verfehlt. Tatsächlich: Man hatte ihn erst einmal satt, den Krieg. Und das nicht nur in Deutschland. Nicht zuletzt die zwei verheerenden Warnschüsse, abgegeben gegen den vorrückenden Koalitionspartner, die die Städte Hiroshima und Nagasaki auslöschten, bestärkten die Friedenssehnsucht rund um die Welt. Nie wieder Krieg! – das war keine Minderheitenparole, sondern allgemeine Grundstimmung. So dachten die Menschen nach Fünfundvierzig.

Es gab welche, die dachten anders. »Little Boy« (wie man die Bombe nannte, die auf einen Schlag 100.000 Menschen tötete, sollte sich zu einer Monströsität entwickeln, die jede menschliche Vorstellungskraft sprengt. Das

Atomwaffenmonopol (und später, zumindest, die Überlegenheit) weckte neue Begehrlichkeit. Wer so stark war, wie Onkel Sam, dem mußte eine Welt zu Füßen liegen. Nur, »die Welt« wollte nicht so, wie sie sollte.

Ein neuer »psychologischer Zukunftsaspekt« – so Peter Watson – tat sich auf: »Nämlich die Frage, ob bei den vor uns liegenden Änderungen im politischen und sozialen Bereich Männer und Frauen überhaupt noch zu kämpfen bereit sein werden. Über diese Frage diskutieren Militärs zwar ungern in der Öffentlichkeit, aber Stabsakademien und ähnliche Institutionen beschäftigen sich in zunehmendem Maße mit diesem Problem. Dahinter steht die Befürchtung, daß es infolge der ständig steigenden Vernichtungskraft der Waffen und der immer unpersönlicher werdenden Kriegführung bald nichts mehr geben wird, für das es sich in einer kriegerischen Auseinandersetzung zu sterben lohnt.« Man sieht, auch Militärs haben ihre Ängste.

Ihre größte Angst ist die vor »Veränderungen«. Das Gespenst des Kommunismus ging wieder einmal um in Europa, in einigen Ländern sogar vom Kopf heraus auf die Füße gestellt. Es stellte sich also die typische Frage »Was kann man dagegen tun?«, und auf amerikanisch wurde sie mit »Roll back ! « beantwortet. Zurückgerollt werden sollte mit allen Mitteln, mit ökonomischen, militärischen und psychologischen. Sozusagen eine Variante des totalen Krieges für Friedenszeiten: der totale Noch-Nicht-Krieg.

Am 12. März 1947 verkündete US-Präsident Truman vor dem Kongreß ein entsprechendes Programm, das als »Truman-Doktrin« in jene Geschichte einging, deren Aktualität uns heute fast den Atem nimmt. Nie zuvor hatte ein Staatsoberhaupt ein derart umfassendes »Sicherheits«-Bedürfnis angemeldet, die »Interessen«-Sphären der USA kannten schlichtweg keine Grenzen. Überall, wo sich etwas regt und bewegt, mußten sich die USA danach »bedroht« fühlen. So begann denn mit diesem weltumspannenden »Freiheits«-Anspruch auch eine neue Etappe der psychologischen Kriegführung: der allumfassende, globale Psychokrieg.

Noch in seiner März-Rede 1947 forderte der US-Präsident die Freigabe mehrerer Hundert Millionen Dollar, um in Griechenland eine Linkswende zu verhindern und die Türkei in einen antisowjetischen Block einzubinden (nicht zuletzt, um damit das Sprungbrett zum Nahost-Öl zu sichern). Doch für die danach anstehenden Geheimoperationen – die Brechung des Generalstreiks in Frankreich, die Wahlstütze für Christdemokraten und Faschisten in Italien, die Blockierung eines wiedervereinigten Deutschland unter antifaschistischem Vorzeichen – bedurfte es eines neuen organisatorischen Rahmens. Und so ist es kein Zufall, daß im selben Jahr 1947 die CIA gegründet wurde. Sie bekam denn auch die eben genannten Aufgaben anvertraut, ganz offiziell, wenngleich »Top Secret«, durch die ersten schriftlichen Dokumente des Nationalen Sicherheitsrats: beginnend mit NSC 1/1 vom 14. November 1947.

In ihren Methoden knüpfte die CIA an jene Erfahrungen an, die im Zweiten Weltkrieg gesammelt wurden (»gesammelt« nicht zuletzt von den Nazis, deren Archive nach 1945 merkwürdig geheimnisvoll gehütet wurden). Victor Marchetti, einer der es wissen muß, weil er bis zu seinem Ausstieg 1969 als Stabsoffizier im Büro des CIA-Direktors tätig war, faßt das Verhältnis von Kontinuität (Kriegspropaganda) und Neubeginn (Propaganda in »Friedenszeiten«) wie folgt zusammen: »Obwohl sich die Vereinigten Staaten erst im Zweiten Weltkrieg auf diesem Gebiet betätigen, als das OSS (Office of Strategic Services, ein Büro für »heimliche Dienste«, das v.a. Untergrundbewegungen zu fördern hatte, E. J.) und das Büro für Kriegformationen (Office of War Information – OWI) ihre Programme der psychologischen Kriegführung begannen, sind ihre Propagandaanstrengungen gewachsen und unter den Augen des Stabs für verdeckte Aktionen der Heimlichen Dienste der CIA wirklich fachkundig geworden. Im Stab der CIA arbeiten Soziologen, Psychologen, Historiker und Medizinspezialisten...«

Ursprünglich und vor allem vor der Öffentlichkeit sollte die CIA, wie der Name Central Intelligence Agency noch besagt, als Zentrale zur »Koordinierung von Informationen« dienen. »Verdeckte Operationen« gegen potentielle Gegner und sogar gegen Verbündete, das erinnerte allzusehr an Krieg, als daß man eine offizielle Institution damit beauftragen konnte. Schließlich war das dafür zuständige Büro (OSS) bei Kriegsende ausdrücklich mit dem Hinweis aufgelöst worden, »daß Kriegsstrategien wie paramilitärische Operationen, psychologische Kriegführung und politische Operationen nicht mehr akzeptabel seien, wenn das Land im Frieden lebe«. Diese Skrupel waren nur vorübergehend, und seit Beginn der 50er Jahre führte die CIA im Ausland einen heimlichen Stellvertreterkrieg, wie er bis dahin beispiellos ist in der Geschichte. Die politische Grundlage dazu bot ein Memorandum des Nationalen Sicherheitsrats vom April 1950: das NSC 68, das, zugleich die geheime Atomkriegserklärung an die UdSSR sein sollte. Einhergehend mit dieser Erstschlagsplanung war ein Spezialprogramm der psychologischen Kriegführung für Westeuropa.

Als 1950 in Fernost der kalte Krieg erstmals in einen heißen umschlug, erlebte die CIA einen wahren Boom: »Mit ihren neugebildeten heimlichen Diensten und ihrem Einsatz im Korea-Krieg weitete sich die CIA schnell aus. Von weniger als 5000 Angestellten 1950 wuchs sie auf etwa 15.000 im Jahr 1955 – und rekrutierte noch viele weitere als Vertragsangestellte oder ausländische Agenten. Während dieser Jahre gab die Agentur weit über eine Milliarde Dollar aus; um nichtkommunistische Regierungen in Westeuropa zu stärken, um politische Parteien um die ganze Welt zu unterstützen, um Radio Freies Europa und Radio Liberty für Propagandasendungen nach Osteuropa zu gründen, um Guerillaüberfälle auf das chinesische Festland durchzuführen, um die Asia Foundation (Asien-Stiftung) zu schaffen, um Linksregierungen in

Guatemala und im Iran zu stürzen und eine ganze Menge anderer verdeckter Aktionen und Programme durchzuführen.« (Marchetti)

Paramilitärische Einsätze und psychologische Kriegführung, das waren und sind nach Aussagen von Victor Marchetti die beiden entscheidenden Aufgaben dieses Kriminal-Trusts. Psychologische Kriegführung heißt für die CIA zunächst einmal Propaganda: »Manchmal bedeutet das ganz einfach, daß man einem Publikum die Wahrheit sagt (genannt die »weiße« Propaganda), manchmal eine Mischung von Wahrheit, Halbwahrheiten und leichten Verzerrungen (»graue« Propaganda) und gelegentlich auch ausgemachte Lügen (»schwarze« Propaganda), wobei diese letztere der Glaubwürdigkeit halber oft von Wahrheiten oder Halbwahrheiten begleitet wird.«

Psychologische Begleitwirkungen haben natürlich auch die paramilitärischen Operationen, als da sind: Sabotage, Wirtschaftskrieg, Ausrüstung getarnter Armeen, Eindringen in militärische Sperrgebiete. Daß es von solchen »paramilitärischen« Einsätzen nicht weit ist zu echten Kriegshandlungen, das dokumentiert der Operationsplan USCIN-CEUR Nr. 100-6, in den 60er Jahren vom US-Oberkommando in Europa konzipiert. Gleich nach den beteiligten US-Streitkräften zu Land, Wasser und Luft findet sich dort aufgeführt: »CIA Force Europe«. Und tatsächlich ist (im Annex A, Ziffer 4, Absatz 3) schon in der Überschrift, die Hauptaufgabe für die psychologisch begleitende Kriegführung benannt: »Psychological warfare of{ensive to gaim support for U.S. peemptive attacks and the subsequent penetrations.« Es geht also um nichts anderes als die psychologische Vorbereitung für einen Präventivschlag der USA und den anschließenden Einmarsch! Forsch heißt es dann weiter (in Absatz 3 a und 4): »Zunächst werden die Bemühungen darauf konzentriert sein, in den Satellitenstaaten die notwendige Unterstützung für den Präventivschlag zu bekommen, um den Weg zur Befreiung zum geeigneten Zeitpunkt zu ebnen (...) Der Befehlshaber von Cenil al Intelligence Agency Force Europa und der Befehlshaber Support Operations Task Force Europa werden Kontakte mit Dissidenten im Bereich des Sowjetblocks aufnehmen, sie unterstützen und sich ihrer Unterstützung bei Sabotageakten und Aufruhr versichern....« Das Ganze – natürlich »Top Secret« – liest sich wie ein Agentenroman, und offensichtlich ist die Fiktion ja auch an den harten Realitäten gescheitert. Zumindest diese Fiktion.

Auch das Militär selber (hier im engeren Sinne, als Institution) blieb nicht untätig, die US-Außenpolitik durch wissenschaftliche Intensivierung und übernationale Ausweitung des Psychokriegs abzustützen. Die 60er Jahre gelten geradezu als »Blütezeit« der amerikanischen Militärpsychologie. Auftakt bildete 1963 die erste internationale Beratung von Psychokriegern: die »Worldwide Psyops Conference«, einberufen vom Pentagon (Psyops meint: psychologische Operationen). 1968 sollte Bilanz gezogen werden: »Militärische Psychologie, Propaganda und psychologische Kriegführung« war der Titel einer Biographie, die das US-Verteidigungsministerium in Auftrag gegeben hatte. 761 Sachtitel führte das stattliche Werk zum Thema auf, nahezu die Hälfte als geheime Verschlußsache. Beteiligt an solchen Psycho-Studien sind diverse Institutionen wie Universitäten, Krankenhäuser, Stiftungen, Denkfabriken – insgesamt weit über 100 Einrichtungen in den USA. Nur acht davon arbeiten ausgewiesenermaßen im Rahmen der Streitkräfte.

Wenn's um Krieg geht, hat der Staat sogar für Psychologen was übrig. Rund neun Prozent aller Forschungsmittel gab das Pentagon 1973 für die psychologische Forschung aus; ein Jahr später wurden noch einmal 4 Millionen Dollar dazugelegt, so daß die Psychologen zwölf Prozent der militärischen Forschungsmittel kassierten. In der Bundeswehr ist man da ein bißchen bescheidener. Hier müssen sich die Psychologen das Geld mit Medizinern, Soziologen, Politologen, Geschichtswissenschaftlern u.a. teilen. Ihr gemeinsames Budget für »Sonstige militärische Forschung« zeigt allerdings ebenfalls jene Wachstumsraten, die den Universitäten abgehen: Der Posten stieg von 8,5 Millionen Mark jährlich (1973) auf 18,3 Millionen (1981). Nichts ausgesagt ist damit über diverse versteckte Ausgaben im Verteidigungsetat (wie »institutionelle Förderung« oder »sonstige Zuweisungen«).

Immerhin dienen nach Schätzungen von Watson in der Bundeswehr rund »3000 Psychokrieger«. Welche Aufgaben ihnen zukommen, läßt sich an eine Führungsvorschrift aus dem Jahre 1962 (HDv 100/1) ablesen: »Auf allen Ebenen muß sich die psychologische Kampfführung der Absicht des Truppenführers anpassen und auf die Grundsätze, Ziele und Maßnahmen der oberen Führung abgestimmt sein.« Wer da meint, das gelte nur für den äußeren Feind, der irrt. Ausdrücklich unterschieden wird zwischen »strategischer, taktischer und konsolidierender psychologischer Kampfführung«. Während erstere zwei den Gegner betreffen (»um den Widerstandswillen des Feindes und seine Kampfmoral zu erschüttern«), hat letztere das heimatliche Binnenland zum Ziel: »Die konsolidierende psychologische Kampfführung soll die gegen die Verteidigungsbereitschaft der eigenen Bevölkerung gerichteten Angriffe abwehren und im Kriege die Führungsorgane (. . .) bei der Sicherstellung der Operationsfreiheit der Streitkräfte unterstützen.«

Die Umständlichkeit der Sprache verrät eine Ahnung davon, daß es sich um höchstpeinliche »Abwehr«-Maßnahmen handeln könnte. Selbstredend, daß immer die anderen angreifen, was man selber »abwehren« muß. (Nebenbei: Auch der faschistische Geheimdienst im Oberkommando der Wehrmacht nannte sich »Ausland/Abwehr«.) Und wie zum Beweis, daß man sein Handwerk auch auf sich selber anzuwenden versteht, wurde unter sozialliberalen Regierungsverhältnissen die »psychologische Kampfführung« abgesetzt. Natürlich nur namentlich. Sie heißt jetzt »psychologische Verteidigung« (PSV). Damit nun wirklich die letzten bösen Erinnerungen an Hitlers PK-Vorstöße (damals: Propaganda-Kompanien) der

Vergangenheit angehören.

Atomkriegsplanung

»Man muß natürlich berücksichtigen, daß jede Ankündigung des vorgeschlagenen Kurses von der Sowjetunion für ihre Friedenskampagne ausgebeutet werden könnte und in gewissen Teilen der freien Welt so lange gegenteilige psychologische Wirkungen zeigen würde, bis der notwendige Ausbau der eigenen Kräfte erreicht ist. Daher sollte bei jeglicher Bekanntgabe (...) der in Angriff genommenen Maßnahmen der grundsätzlich defensive Charakter betont und sollte Sorge dafür getragen werden, so weit wie möglich unerwünschte Reaktionen des In- und Auslands zurückzuhalten.: »Worum geht es? Es geht um die Vorbereitung des Erstschlags, eines »Überraschungsangriffs gegen die Sowjetunion«. Wir schreiben das Jahr 1950, und das Zitat stammt aus eben demselben Memorandum des Nationalen Sicherheitsrats der USA (NSC 68), das die CIA anwies, in Westeuropa das »Bewußtsein« einer drohenden sowjetischen Invasion zu schaffen. Zwei Seiten derselben Medaille also: Selber rüsten zum Krieg und den anderen als Angreifer aufbauen.

Der Vorgang geht so vor sich: »Wenn man die Idee für ein Programm von großer politischer Wichtigkeit hält oder wenn sie einen hohen Risikofaktor in sich birgt – das heißt, wenn ihr Bekanntwerden die US-Regierung in beträchtliche Verlegenheit bringen könnte – , wird dem Büro des Direktors ein Projektvorschlag vorgelegt, der in den Heimlichen Diensten entwickelt wurde.« So Victor Marchetti, der selbst lange genug in diesem Büro des Direktors der CIA gearbeitet hat.

In unserem konkreten Fall, der Erstschlagplanung gegen die SU, waren beide Kriterien in höchstem Maße gegeben: »große politische Wichtigkeit« und »hoher Risikofaktor« bei Bekanntwerdung. Kopfzerbrechen bereiten den Strategen die unwägbaren psychologischen Nebenwirkungen: »Sie schließen einen Angriff solange aus, bis er erwiesenermaßen seinem Wesen nach ein Gegenangriff ist gegen einen Schlag, der tatsächlich geführt wird oder unmittelbar bevorsteht.« Wurde nicht auch der Erste Weltkrieg verteidigt als ein den Deutschen aufgezwungener Präventivkrieg? Und wurde nicht der Zweite Weltkrieg eröffnet mit der Legende vom Zurückschlagen?

Dennoch haben sich die Zeiten verändert, die Waffensysteme, und mit der Kurzzeitigkeit elektronisch vermittelter Kriegführung gewinnt auch die Langfristigkeit psychologischer Kriegsvorbereitung eine neue Funktion. Noch einmal das NSC 68: »Die militärischen Vorteile des ersten Schlages erhalten zunehmend Bedeutung angesichts moderner Waffen; deshalb müssen wir alarmbereit sein, um mit vollem Einsatz zuzuschlagen, sobald wir angegriffen werden bzw., wenn möglich (!), bevor der sowjetische Schlag tatsächlich durchgeführt wird.« Wenn das schon für 1950 galt, als die Angriffsplanung sich vorrangig auf Langstreckenbomber stützte, um wieviel mehr gilt das heute, da die Reaktionszeiten durch Fernraketen weiter herabgesetzt sind. Der nächste Krieg wird sozusagen »aus dem Stand« geführt.

Diese Vorverlagerung des strategisch ausschlaggebenden Moments hat Auswirkungen: nicht nur auf die Streitkräfte, die mit einer quasipermanenten Alarmbereitschaft operieren, sondern auch auf die Umstellung der gesamten Wirtschaft und Infrastruktur zu Kriegszwecken. Nicht zu vergessen die langanhaltende psychologische Vorbereitung der Bevölkerung .

Die taktischen Führungsprobleme, die schon jetzt in der US-Armee wie in der Bundeswehr erörtert werden, lassen in gewisser Weise Rückschlüsse zu, wie das Atomkriegsdenken sich auch in der zivilen »Führung« niederschlagen kann . »Es ist selbstverständlich, daß eine Truppe, die an dem Sinn und der Möglichkeit des Atomkriegs zweifelt und die ihren Vorgesetzten nicht willig folgt, derartigen Belastungen nicht gewachsen sein wird.«Und: »Eine glaubwürdige Abschreckung ist also erst dann gegeben, wenn die Führungskräfte in den westlichen Völkern stellvertretend für die Massen (!) den Entschluß gefaßt haben: lieber Einsatz aller Mittel und letzte Entschlossenheit zum Sterben als Knechtschaft, Sklaverei und Vernichtung der Menschlichkeit.«

Das sind so die »Gedanken zum Problem der Menschenführung im Atomkrieg«, wie sie jahrelang der Heeresoffiziersschule Hamburg als Richtlinie für Taktiklehrer galten. Da »die Verantwortung für die Vernichtung von Menschenleben und für die unvorstellbaren Verwüstungen nur gemeinsam von Politikern und Berufssoldaten getragen werden« kann, bleibt den Betroffenen nichts anderes übrig, als »aufgeklärt« zu werden: »Die Aufklärung der Bevölkerung wird ein wirksames Gegenmittel gegen passiven Widerstand, Panik und Chaos sein. Die anonyme Aufklärung durch Broschüren reicht nicht aus. Können hierzu in den Ortschaften ansässige und angesehene Ärzte, Kommunalpolitiker, Gewerkschafts- und Parteifunktionäre eingesetzt werden?«

Größte Sorge bereitet den Führungskräften die psychische Belastbarkeit ihrer Untergebenen angesichts des atomaren Infernos: »Die Truppe muß vorher in Wahrhaftigkeit über die möglichen Auswirkungen eines Atomeinsatzes und die denkbaren Bilder des Grauens informiert werden . «

Auch über die »psychologischen Auswirkungen« bei dem »mit Sicherheit zu erwartenden Schock« angesichts eines Atompilzes macht man sich Gedanken: »Die sofortige Auslösung von automatisch zu verrichtenden kleinsten und einfachsten Tätigkeiten werden jedem einzelnen helfen, die Schockwirkung zu überwinden. Solche Tätigkeiten müssen für die verschiedenen Aufgabenbereiche der Soldaten erdacht und drillmäßig geübt werden.« Sollten Drill und Beschäftigungstherapie die Erinnerung an die Atomexplosion nicht verdrängen können, sollten also »vorübergehende

geistige Störungen auftreten«, so hilft nur das älteste aller Führungsmittel, die nackte Gewalt: »Der Vorgesetzte muß innerlich darauf vorbereitet sein, in derartigen Fällen von seinen körperlichen Kräften oder zur Warnung auch von der Schußwaffe Gebrauch machen zu können.«

Zu Recht ließe sich einwenden, daß diese etwas primitive Handhabung der menschlichen Psyche ja in den 60er Jahren ausgedacht wurde. Sehen wir uns also das Allerneueste an, beispielsweise die Neufassung des US-Armeehandbuchs »Field Manual 100-5 Operations«, seit August 1982 Dienstvorschrift sämtlicher Heeresteile in aller Welt: »Auf dem nächsten Schlachtfeld aber können Atomwaffen und chemische Kampfstoffe in sehr kurzer Zeit hohe Verluste verursachen. Derartige große und plötzliche Verluste werden schlecht ausgebildete oder psychologisch unvorbereitete Soldaten wahrscheinlich schockieren und verwirren.« Das »integrierte Schlachtfeld«, das sich die Rüstungsgewinnler und Kriegsplaner für die Zukunft ausgedacht haben, dieses gleichzeitige Verseuchen, Verstrahlen und Verdunkeln ganzer Landstriche, scheint offensichtlich nicht nur unsere Vorstellungskraft vorher, sondern auch den subjektiven Faktor mittendrin zu überfordern: »Die kombinierten Wirkungen werden eine Herausforderung für Führung und Kontrolle darstellen und menschliche Schwachen verstärken«.

Der historische Regreß bis ins Unmenschliche scheint die Kehrseite der modernsten Kriegsplanung zu sein, noch bevor sie zur Ausführung kommt. Die öffentliche Meinung und selbst die Diplomatie erscheinen da nur als Störfaktoren. Die Devise heißt: Krieg bis zum Endsieg, möglichst ohne Unterbrechung: »Starker internationaler Druck könnte ein frühes Ende der Kampfhandlungen erzwingen, und zwar unabhängig davon, auf welcher Seite gerade der Vorteil liegt, wenn der Kampf eingestellt wird und die Verhandlungen beginnen. Deshalb ist es zu unserem Vorteil, wenn der Westen den Sowjets frühzeitig die Initiative entreißt und durch einen Gegenangriff (?) noch im Frühstadium des Konfliktseine dominierende Position erreicht.« Original »Air Land Battle 2000«, seit der Unterzeichnung 1982 auch verbindliche Richtlinie für die Bundeswehr. In dieser Kampfdoktrin enthalten ist die Mobilisierung aller nur denkbaren Ressourcen, Waffen und Wissenschaften – einschließlich der Psychologie – für den größten Vernichtungsschlag der Weltgeschichte. Faustformel: »In ihrer Ausführung kann Air Land Battle den Einsatz aller Elemente der Kampfkraft bedeuten; von den psychologischen Operationen bis zu Atomwaffen.«

»Nachrüstung der Gehirne«

»Wie Sie wissen, besteht eine der Voraussetzungen unserer nuklearen Planung darin, daß wir unter bestimmten Umständen, die sich wahrscheinlich in Europa ergeben, veranlaßt sein können, als erste Kernwaffen einzusetzen. Das erfordert eindeutig, die alliierte nukleare Abschreckungsmacht zu verstärken und ihre Bindungen an die strategischen Hauptsysteme der USA enger zu gestalten. (.. .) Wir werden nur in der Lage sein, unsere gemeinsamen Pläne in diesem wesentlichen Bereich zu verwirklichen, wenn ganz außergewöhnliche Anstrengungen unternommen werden, um den europäischen Tendenzen in Richtung auf Neutralismus, Pazifismus und Einseitigkeit entgegenzutreten. Um das zu erreichen, erscheint es mir notwendig, mit Nachdruck die These zu propagieren, daß das Gleichgewicht der Kernwaffen, besonders auf dem europäischen Kriegsschauplatz, sich scharf zugunsten des Ostens verschoben habe.« Gezeichnet: »Aufrichtig Alexander M. Haig, Jr. – General, US-Army – Nato-Oberkommandierender«. Datum vom 26. Juni 1979, geschrieben an den NATO-Generalsekretär (Luns), natürlich vertraulich.

Psychologische Kriegführung also. Und tatsächlich wird der angekündigte propagandistische »Nachdruck« in den folgenden Jahren in einer Weise spürbar, daß selbst in politischen Leitartikeln und Alltagsmeldungen der Tagespresse die Psychologie thematisiert wird wie nie zuvor. Beispiel: »Nach Haigs Ansicht (da war er dann schon US-Außenminister, geht es daher ebenso um die militärisch nötige Stärkung der Nato wie um das Gewinnen einer 'psychologischen Auseinandersetzung um die Seele Europas'« (FAZ vom 10.12.1981). Oder: Die »Bewahrung des Selbstvertrauens« der NATO wird »psycho-strategisch als nationaler Auftrag gedeutet« (FAZ vom 16.5.1983). Schließlich steht mit der Stationierung eine »harte« Nervenprobe bevor: »dieser Nervenkrieg wird vor allem in der Innenpolitik der Bundesrepublik geführt werden.« (FAZ vom 6.6.1983).

»Psychologische Kriegführung« rückte (so und ohne Beiwerk) sogar in die Schlagzeile auf Seite Eins der sonst zurückhaltenden »Neuen Zürcher Zeitung« (vom 2./3.12.1979). Und natürlich ging es um nichts anderes als um den damals unmittelbar bevorstehenden Brüsseler Raketenbeschluß. Wer nun aber meint, in dem raumgreifenden Leitartikel werde so etwas wie westliche Selbstkritik geübt, der irrt. »Psychologische Kriegführung«, damit sind die »Pressionen« und »Manöver« Moskaus gemeint.

So haben wir Psychokrieg zu tun: Man betreibt ihn erst selber in einem schon Mißtrauen erweckenden Ausmaß – und schiebt ihn dann dem Verhandlungspartner zu, um das gerade entstandene Mißtrauen wieder nach außenzulenken. Denn: »für gemeinsame Maßnahmen in dem sensiblen Bereich des psychologisch-geistigen Kampfes fehle dem Westen heute im Gegensatz zur frühen Nachkriegszeit (!) die ideologische Geschlossenheit.(...) Dieser verfüge weder über ein 'psychologisches Verteidigungssystem' noch über die Stoßkraft einer strategischen globalen Zielvorstellung« (Die Welt vom 9.11.1981). »Kampf um die Geister« ist der Artikel überschrieben, und man spürt noch im Tonfall, daß sich die

Kämpfer, die sich auf Einladung der Hanns-Seidel-Stiftung zum »Strategie-Symposium« in München zusammenfanden, es nicht bei der Klage belassen möchten. »Nachrüstung der Gehirne«, so auch die Devise einer Wehrkunde-Tagung wenige Monate später in München (FAZ-Überschrift vom 16.2.1982). Und angesichts der »Urgrund-Emotion«, die da »Nationalneutralismus« heißt und angeblich die Friedensbewegung antreibt, gibt es nur eine Schlußfolgerung für die Regierenden: endlich »die Auseinandersetzung um die geistige Führung aufzunehmen« (Die Welt vom 24.10.1983).

Sie hatte bereits aufgenommen. (Wenn auch nicht mit dem erwünschten Erfolg). Allein der neudeutsche Kunstbegriff »Nachrüstung«, kurz vor dem entscheidenden NATO-Beschluß ins Spiel gebracht, ist eine beachtenswerte und durchaus massenpsychologisch fundierte Führungsleistung: »Die Bundesregierung verwendet das Wort 'Nachrüstung' mit Bedacht. Es soll klarstellen, daß sie und das Bündnis sich zu den bevorstehenden Rüstungsbeschlüssen unter dem Druck des sowjetischen Überlegenheitsstrebens gezwungen sehen. «

Es sollte nicht bei semantischen Beeinflussungsversuchen bleiben. Das allmähliche Umschwenken der bundesdeutschen Presse von einer relativ kritisch geführten Strategie-Diskussion (vor 1979) auf eine relativ einheitlich geführte Stationierungspropaganda (nach 1979) läßt zumindest symptomhaft ablesen, welche systematischen Anstrengungen im Hintergrund unternommen wurden. Nur vereinzelt ließen sich die staatlich-militärischen Öffentlichkeitsarbeiter in die Karten blicken. So 1983, als ein Kampagnenplan des Bundespresseamtes durchsickerte. Vorgesehen war die gezielte »Information« von Chefredakteuren, ein »Frühwarnsystem« für Hörfunk und Fernsehen, um sich rechtzeitig mit Diskussionsteilnehmern und Sendebeiträgen ins Programm einschalten zu können, ferner eine Anzeigenkampagne zum »heißen Herbst« 1983 sowie die Herausgabe von Faltblättern und anderen Publikationen. Kostenpunkt, schätzungsweise: acht Millionen Mark!

Natürlich blieben auch die USA nicht passiv in diesem unserem Land. Einmal abgesehen davon, daß die meisten psychologischen Operationen der Öffentlichkeit vorenthalten bleiben, ist immerhin der Posten von 65 Millionen Dollar erwähnenswert. Nach Ankündigung des US-Außenministers sollten diese Mittel locker gemacht werden, um neue und alte Organisationen, führende Persönlichkeiten und massenwirksame Medien in Westeuropa als Werbeträger für die neue Atomwaffenstrategie zu gewinnen. Denn: »Die eigene Bevölkerung muß die Strategie akzeptieren und mittragen, weil Abschreckung auch des Behauptungswillens des Volkes bedarf.« Das Bonner Weißbuch '83, gezielt zum »heißen Herbst« im Diskussionsstil publiziert, bringt es auf den Punkt: Ohne Menschen geht es nun mal nicht, noch nicht.

Totale Enthauptung?

»In der psychologischen Kriegführung (...) leiden die Nachrichtendienste der demokratischen Länder unter dem ernsten Nachteil, daß sie bei dem Versuch, dem Gegner Schaden zuzufügen, auch ihre eigene Öffentlichkeit täuschen müssen .« (Washington Post vom 15. 11.1965) Mit den leidenden Nachrichtendiensten sind natürlich hier CIA & Co gemeint und mit den demokratischen Ländern wir, die wir so frei sind, uns solche Institutionen zu leisten. Der Gegner ist auch klar: Sozialismus en bloc. Und der Nachteil, die eigene Öffentlichkeit aus Systemgründen täuschen zu müssen, gilt selbstverständlich heute wie vor zwanzig Jahren.

Neu ist, daß sich der Zwang zur Massentäuschung verstärkt hat, seit die Strategen im Pentagon ernsthaft darangehen, Europa als nächsten Kriegsschauplatz auszustaffieren. Kaum eine andere Region der Welt ist so dicht besiedelt wie diese. Es bedarf also in der Tat »außerordentlicher Anstrengungen«, den hier wohnenden Menschenmassen Maßnahmen einzureden, die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ihren Untergang zur Folge haben. Diese Anstrengungen werden unternommen, und zwar auf den verschiedensten Ebenen: vom ablenkenden Unterhaltungsangebot bis hin zum mobilisierenden Identifikationsideal, von der friedensapostolischen Beschwichtigung bis zur gewaltverherrlichenden Brutalisierung.

Wir sehen: Die ins Land geholten Raketen bedrohen, bevor sie überhaupt losgehen, nicht nur Leben, weil sie Wirtschaftskraft auszehren und Geld entwerten. Sie gehen auch auf den Geist.

Konkret 01/85, S. 50

Karl Kessler

N’existe pas

Weil Tucholsky jetzt 50 Jahre tot ist, sich sein 90. Geburtstag auch noch jährt und Fritz Jott Justav Jegend Raddatz noch nie in den Pyrenäen war, hetzte sich FJR mit 180 PS unter dem Hintern auf den Spuren Tucholskys durch das bergige Land zwischen Atlantik und Mittelmeer. Wer hätte ihn auch daran hindern wollen. Doch nun hat er auch noch alles niedergeschrieben und »Die Zeit« hat es doch tatsächlich in ihrem Magazin gedruckt. Nicht nur schneller als Tucholsky, auch besser sollte es werden. Ist nicht geworden, Raddatz. Oder in seinen geradezu funkelnden französischen Brocken, die er immer wieder einmal ins verquere Deutsch einschiebt: N'existe pas. Was da heißt: Gibt es nicht. Kann es gar nicht geben. Ein Raddatz mit 180 PS schlägt nicht diese 5 PS.

Gibt es nicht: Auf Sylt hat sich Raddatz erst einmal kluggelesen, wähnte sich hier auf dem schmalen Landfetzen - Parlezmoi de plapperlaplapp - gar *entre deux mers* und hat da schon das erste Mal gut daneben gelangt. Entre deux mers liegt eben nicht, wie die Wendung vorzugeben meint, zwischen zwei Meeren, sondern ist knochentrockenes Festland - deshalb auch der knalltrockene Wein - zwischen der Dordogne und der Gironde. Das Wasser an dieser Küste ist süß, der Wein ist bekannt und das Meer ist weit und auf den Wegen liegt MacAdam.

Gibt es pas: In Pau stinkt ihm dann das Schloß, in Biarritz, das ganz anders aussieht, als Tucholsky es beschrieben hatte, stinkt das Meer nach Piz Buin, in Bayonne stinkt die *schwitzende Wäscheverkäuferin* zu sehr nach Aqua di Selva. Mit einem Himbeerwasser, das er, Parlezmoi de plapperlaplapp, dem Leser als *Eau de Vie de Framboise* verkauft, spült er all die üblen Gerüche weg. In Ainhoa hat er *Bayonneschinken* zum Frühstück. In Roncevalles *Jambon de Bayonne* was zwar besser klingt, aber das gleiche ist. Da ist er auch schon im *richtigen Baskenland*. Gibt es zwar nicht und wenn doch, hätten sie den Fritz Jott Justav Jegend, *gerüstet mit Gaspistole gegen den bösen Räuber, kleine Schlösser an den Autorädern und* - Achtung, aufgepaßt, jetzt kommen die kulturellen Insignien eines Angsthasen, der das Baskenland mit dem wilden Kurdistan verwechselt hat – , *und das kleine Fernglas (für die Kapitelle) gut versteckt*, gar nicht reingelassen ins richtige Baskenland.

Ne gibt pas: Im richtigen Baskenland sucht Raddatz Saint-Jean-Pied-de-Port heim. Doch das bekommt nun seinem Tagebuch, Essay, seiner Reportage, seinem Reisebericht überhaupt nicht. Denn im *beschaulichen Saint-Jean-Pied-de-Port*, das neben seinen 2000 Einwohnern tagaus tagein, sommers wie winters das fünffache an Tagestouristen zu verkraften hat, findet unglücklicherweise gerade *im »Fronton Municipal« ein Pelote-Festival* statt. Im allerdings sonst nie. Denn der Fronton ist nichts anderes als eine Mauer, unterschiedlich hoch, unterschiedlich breit, doch selten tiefer als vier Mauersteine. *Im Fronton: n'existe pas.*

N'existe pas: Leider versucht Fritz Jott Justav Jegend, gerüstet mit einem kleinen Fernglas, nun auch noch zu beschreiben, was das ist: Pelote. *Das Spiel mit den Körben, Import aus Latein-Amerika* - ich höre das ganze Baskenland jaulen - *heißt exakt Chistèra; Pelote heißt es ursprünglich, wenn mit blossen Händen geschlagen wird*. Ein Satz wie: Das Spiel mit den Tennisschlägern, Import aus England, heißt exakt Racket. Tennisball heißt es ursprünglich, wenn mit bloßen Händen geschlagen wird. Gibt es auch nicht. Exakt nicht.

Fakt ist: Pelote heißt Pelote, weil der Ball so heißt, eine kleine harte Kugel, 30 bis 75 Millimeter Durchmesser, 35 bis 130 Gramm schwer. Der so sprachgewandte Berichterstatter - *»beim schweren Bordeaux mit 'Foie Gras des Landes en Gelée ' und 'Noisette d 'Agneau Poelées au Thym'«* - hätte ja vielleicht ahnen können, daß Pelote und Peloton nicht zufällig den gleichen Stamm haben. Nicht etwa weil Radfahrer im Peloton mit bloßer Hand zuschlagen müssen, sondern weil der Peloton ein Gewusel von Fahrern, ein Pulk ist. Auch ein Pelote mit seinem Kern aus sorgfältigst gewickelten Gummibändern, mit der Leinenschicht und dem Mantel aus Ziegenleder, ist ein solches Knäuel.

FJJJRaddatz, der frische Fachmann, weiß noch mehr: *Es sind sechs Spieler, zwei Parteien zu drei Mann und sie tragen immer eng anliegende lange weiße Hosen (selbst die Kinder tragen keine kurzen) - mit Bändern und Schleifen geschmückt*. Er hat die Farben der Bänder vergessen: sie sind rot und grün. Zusammen mit dem Weiß der Hosen und Hemden gibt das die Farben des Baskenlandes: Rot und Weiß und Grün. Und die Bänder sind natürlich auch kein Schmuck, sondern kennzeichnen die Spieler einer Mannschaft. Das eine Team spielt mit grünen Bändern, das andere – gut aufgepaßt jetzt, Raddatz – mit roten. Die Hoffnung, daß er wenigstens richtig gezählt hat, verfliegt auch gleich, wenn man sich das Bild im Zeit-Magazin anschaut, das eine Gruppe beim Pelote zeigt. Es sind acht. Wie das? Weil sie nicht Chistera selbst den Accent hat er dazu gedichtet - sondern Rebot spielen, das man dadurch erkennt, daß mitten auf dem Spielplatz ein kleiner Bock steht, der zum Anspielen gebraucht wird.

Trotz Raddatz gibt es Pelote. Die Basken spielen es, die Spanier, die Südamerikaner und selbst in den USA zeigen Professionelle ihre Künste. Es ist ein einfaches Spiel. Eine Steinwand, ein Spielball, Spieler. Es gibt so viele Disziplinen,

wie das Baskenland Provinzen hat: sieben. Sie unterscheiden sich durch die verwendeten Schläger, die aus Holz oder Leder oder Weidenruten geformt sind.

Die Könige des Pelotes sind jedoch immer die Kerle, die den Ball mit der bloßen Hand spielen, main nue, mit bandagierten Fingergliedern, damit die Haut nicht platzt bei den Schlägen. Wer dann trotz FJJJR einmal nach Saint-Jean-Pied-de-Port kommen sollte, Pelote sehen möchte, der lege den Ausflug auf einen Montag. Markttag hier mit Gemüse, Brebis und allerlei Getier von den Bauern des Umlandes, Synthetikkitteln, Strohhüten und Musikkassetten von fahrenden Händlern. Der kaufe sich in der Rue des Pyrénées beim zweiten Bäcker auf der linken Straßenseite - wenn man vom Stadttor kommt - einen Gâteau basque und warte bis 16 Uhr, 16.30 Uhr. Dann aber runter ins Café Trinquet, schräg gegenüber dem Fremdenverkehrsbüro - ja, ja mich mit dem Raddatz rumzuärgern, habe ich aufgegeben. Rechts neben dem Café ist der Eingang (»Defense d'uriner« hat da einer an die Wand geschrieben und noch etwas in Baskisch dazu, was ganz sicher heißt, daß man hier nicht hinpissen soll), und dann hinein ins Trinquet, wo man Pelote vom Feinsten sehen kann. Zwei gegen zwei, main nue, gespielt in einer Halle mit zwei Emporen, vor den Bauern des Umlandes, den Einheimischen und immer einigen wenigen Touristen. Einen Schiedsrichter gibt es auch. Der zählt die Punkte und entscheidet nur, wenn ihn die Spieler dazu auffordern. Das ist Pelote.

Und doch noch etwas: Tucholskys Pyrenäen-Buch habe ich wiedergelesen. In einer Taschenbuchausgabe aus dem Jahre 1962. Tucholsky war auch in Saint-Jean-Pied-de-Port, auch beim Pelote. Er hat gar einen der legendären Pelotari spielen sehen: Léon Dongaltz. Bloß in meinem Band heißt der, Seite 37, Douga'ltz. Raddatz kann es doch nicht gewesen sein. Oder doch? Wer war's sonst? 5 PS? Ein anderer Lektor? Der Satz? Die Korrektur? Wir hören!

Konkret 01/85, S. 54

Paul Virilio

Gewalt der Geschwindigkeit

Das grobschlächtigste, meist aber auch einzige Verdikt, unter das 'die neuen Franzosen' bei uns fallen, geht in der Scheinalternative auf: entweder sind sie dumpf-reaktionär, oder sie sind flippig-ahistorisch und damit eigentlich auch wieder rechts. Der Kulturteil der letzten drei Hefte hat den in »Konkret« in diesem Jahr begonnenen Dialog mit Frankreich aufgenommen, um vor allem jene Franzosen vorzustellen und versteckt mitreden zu lassen, denen die deutsche: Rechts-oder-Links!-Heimat keine Herberge sein kann. Diesmal steht, neben Baudrillard, Paul Virilio (geb. 1932 in Paris) im Zentrum, und mit ihnen auch der Merve Verlag, der seit Jahren jenes französische Denken bei uns bekanntmacht. Paul Virilio ist Architekturprofessor und über seinen Erforschungen der Atlantikbunker, über Technikgeschichte, Kriegsstrategie, Urbanistik... auf die Geschwindigkeit als die (unscheinbare) Gewalt des ausgehenden 20. Jahrhunderts gestoßen. Und seine eher fragmentarischen Schriften lassen sich lesen als ein Versuch der Geschichtsdeutung unterm Blick der Geschwindigkeit.

Das Politische beginnt zu verschwinden, und seine letzte Lebenssphäre verflüchtigt sich: die Dauer. Demokratie und Diskussion, die Grundlage des Politischen, brauchen Zeit. Die Dauer gehört zum Wesen des Menschen. Der Mensch schreibt sich in sie ein. Das Transpolitische ist für mich der Anfang vom Ende. Gerade darin unterscheidet sich meine Auffassung radikal von derjenigen Baudrillards: für ihn hat das Transpolitische noch etwas Positives. Für mich ist es *total* negativ. Ich kämpfe gegen dieses Verschwinden des Politischen an. Ich sage nicht, daß man zur antiken Demokratie zurückkehren müßte, die Zeit anhalten etc. sondern daß es die Aufgabe gibt, das Politische in einer Zeit neu zu begründen, in der die Technik nicht nur die Materie und den geographischen Raum organisiert (wie es in der demokratischen Gesellschaft der Antike geschah), sondern in der sie die Zeit – und ich würde sagen: die Erschöpfung der Zeit – organisiert.

fahren

Man muß sich klar machen, daß zwischen dem Schießpulver, das im alten China erfunden wurde, und der Atombombe kein großer Unterschied besteht. Der Unterschied liegt in den Vektoren, in den Trägern der Vernichtung. Heute verfügen wir über Transportvektoren mit absoluter Geschwindigkeit, über Träger absoluter Vernichtung.

Die Geschwindigkeit muß politisiert werden, und zwar sowohl die metabolische Geschwindigkeit (die Geschwindigkeit des Lebendigen, der Reflexe) als auch die technologische Geschwindigkeit. Man muß beides politisieren, denn wir sind beides: wir bewegen uns und werden bewegt. Fahren heißt auch gefahren werden. Einen Wagen fahren heißt, mittels seiner technischen Eigenschaften gefahren werden *und* ihn fahren. Es gibt also ein feedback zwischen beiden Geschwindigkeiten: der technologischen des Wagens und der metabolischen des Menschen.

Man müßte sich mit dem befassen, was mit dem Fahrzeug und mit der Politisierung des Fahrverhaltens zusammenhängt, doch auch mit dem sozialen Verhalten, dem »Führen« von Krieg und Wirtschaft. Man hält die Geschwindigkeit für nicht wichtig: über Reichtum wird diskutiert – aber über Geschwindigkeit? Oh nein! Die Geschwindigkeit ist jedoch genauso wichtig wie der Reichtum, wenn es um die Grundlagen des Politischen geht. Der Reichtum ist die Kehrseite der Geschwindigkeit und die Geschwindigkeit die Kehrseite des Reichtums. Beide gehören unbedingt zusammen. Man sagt »du bist zu reich«, aber zu keinem sagt man: »du bist zu schnell«. Die Gewalt, die im Reichtum liegt, hat man begriffen, nicht jedoch die Gewalt der Geschwindigkeit .

400 Gramm Faust

Das deutlichste Beispiel dafür ist meine Faust. Zwar habe ich sie nie gewogen, aber es werden etwa 400 Gramm sein. Mit dieser Faust kann ich streicheln. Doch wenn ich sie jemandem mit hoher Geschwindigkeit entgegenschleudere, so kann ich einen Bluterguß hervorrufen. Man sieht, daß ausschlaggebend ist, wie die Masse sich im Raum verteilt. Die Frage *Können wir auf die Technik verzichten* ? Läßt sich so nicht mehr stellen. Notgedrungen muß man in die Frage der Technik nicht nur die' produzierte Substanz einbeziehen, sondern auch das mitproduzierte Akzidens, den Unfall oder Zufall. Das Rätsel der Technik ist auch das Rätsel des Akzidens. Ich möchte das erklären. In der klassischen aristotelischen Philosophie ist die Substanz notwendig, das Akzidens relativ und zufällig. Nun kehrt sich das aber heute um. Das Akzidens wird notwendig, die Substanz relativ und zufällig. Jede Technik produziert, provoziert und programmiert ein spezifisches Akzidens, einen spezifischen Unfall.

Karambolage

Was hat man denn erfunden, als man die Eisenbahn erfunden hat? Einen Gegenstand, mit dem man schnell fahren und vorwärtskommen, einen Fortschritt machen konnte – das wäre eine Sichtweise à la Jules Verne, positivistisch und evolutionistisch. Aber gleichzeitig hat man damit die Eisenbahnkatastrophe erfunden. Mit dem Schiff hat man den Schiffbruch erfunden, mit der Dampfmaschine und mit der Lokomotive die Entgleisung. Mit der Autobahn die Karambolage von 300 Wagen binnen fünf Minuten. Mit dem Fliegen den Absturz. Wenn man mit der Technik

weitermachen will (ich denke keineswegs an eine Regression in die Steinzeit), so glaube ich, daß hier und jetzt nach beidem, nach der Substanz *und* ihrem Akzidenz gefragt werden muß. Denn die Substanz ist zugleich das Objekt und sein Akzidenz, sein Unfall.

Die negativen Seiten von Technologie und Geschwindigkeit hat man verschwiegen. Die Techniker sind zu Technokraten geworden und von daher bestrebt, ihren Gegenstand zu positivieren und zu sagen: ich verstecke ihn und zeige ihn nicht. Über das *Obszöne* der Technik wäre noch viel zu sagen, man kommt dann wieder auf die Technophilie .

Obszön

Zur Zeit gibt es eine Diskussion um das Museum für Wissenschaft und Technik in Villette. Ich möchte einen provozierenden Vorschlag machen und verlangen, daß es neben der Ausstellung von Maschinen

auch eine Ausstellung von Akzidentien, von Unfällen, gibt. Jede Technik und jede Wissenschaft sollte den ihr spezifischen Unfall auswählen und als Produkt zeigen – und zwar nicht auf moralische Art, zur Vorbeugung (als Sicherheitsmaßnahme), sondern als Produkt, das »epistemotechnisch« (als Wissenschaft von der Technik) zu problematisieren wäre. Am Ende des 19. Jahrhunderts stellte man im Museum Maschinen aus; am Ende des 20. Jahrhunderts sollte man, denke ich, der gestalterischen Dimension des Unfalls in einem neuen Museum den gebührenden Platz einräumen. Es müßten darin (wie genau, weiß ich noch nicht) Zugentgleisungen, Luftverschmutzung, der Einsturz von Gebäuden etc. gezeigt werden. Ich glaube, daß der Unfall für die menschliche Wissenschaft das ist, was die Sünde für die menschliche Natur war. Er stellt ein bestimmtes Verhältnis zum Tod dar, d. h. er enthüllt die Identität des Objekts.

Entgleisungssünden

Lebendiges und Bewußtes, Hier und Jetzt gibt es nur, weil es unendlich viele kleine Tode, kleine Unfälle, kleine Risse gibt und, wie William Burroughs sagen würde: kleine *cut-ups* der Tonspur – der Ton- und Bildspur der Erfahrung. Und wenn man Gesellschaft, Stadt und Politik analysieren will, so ist das, glaube ich, sehr aufschlußreich. Unser Sehen ist stets eine Montage von Zeitlichkeiten. Zeit wird nicht allein durch Macht, sondern auch durch Technologien organisiert. Bei der Unterbrechung ist klar, daß sie sich eher zeitlich als räumlich abspielt. Nicht zufällig hat das religiöse Denken alle möglichen Verbote und Feste eingerichtet. Man regulierte die Zeit und war sich darüber klar, daß man öfters aussetzen muß, wenn man religiöse Politik machen will. Weil die religiöse Politik sich im Angesicht des Todes bestimmt, im Angesicht der großen Unterbrechung, der großen »Versuchung«, wie es in der Schrift heißt (»Apocalypse«). Das ist etwas Positives, denn damit erhält die Technik einen neuen Status.

Die Technik *gibt* uns deshalb auch nicht *mehr; sie unterbricht* uns bloß *anders.* Beim Autofahren angehalten werden, ist etwas anderes als zu Fuß »angehalten« werden. Auf einen Fahrkörper steigen, heißt auch, die Geschwindigkeit anders steigern oder verringern zu können. Eine Unterbrechung bedeutet, die Geschwindigkeit zu verändern. Der Streik z. B. – ich denke dabei an den Generalstreik – war eine wunderbare Erfindung, wunderbarer noch als die Barrikaden und Bauernaufstände, denn er erstreckte sich auf eine gesamte Zeitdauer. Damit wurde nicht so sehr ein Raum unterbrochen (wie mit Barrikaden) als vielmehr eine Dauer. Der Streik war eine Barrikade der Zeit.

Schlaf-Unordnung

Im Film können wir sehen, wie unser Bewußtsein funktioniert. Unser Bewußtsein ist ein Montageeffekt. Es gibt kein kontinuierliches Bewußtsein, nur ein zusammengesetztes. Und die Zusammensetzungen können freiwillig oder unfreiwillig sein: ich entschließe mich z.B. zur Mittagsruhe; oder ich gehöre einem System an, das mich verpflichtet, am Samstag oder am Sonntag oder am Ramadan die Arbeit niederzulegen. Hierbei handelt es sich um bewußte Unterbrechungen, die willentlich sind.

Und dann gibt es auch noch unbewußte Unterbrechungen wie den Schlaf. Auch wenn ich es nicht will, falle ich in Schlaf. Es gibt nur Collagen, nur Schnitte. Damit wird recht gut das verdeutlicht, was Jean-Francois Lyotard das Verschwinden der großen Erzählungen nennt. Man glaubt nicht mehr an die klassenlose Gesellschaft und die soziale Gerechtigkeit. Wir befinden uns schon in der Zeit der Mikro-Erzählungen, der Kunst des Fragments. Natürliche Objekte (die Küste der Bretagne z. B.) werden durch eine einheitliche Dimension unzulässig vereinfacht. Es wird deutlich, daß man von Einheit und Einheitlichkeit (dem Begriff der Einheit einer Kontinuität) übergehen kann zu Begriffen von Fragmentierung und Unordnung. Geschichte gibt es nur auf der Ebene der großen Erzählung. Ich meinerseits glaube nur an Collagen. Sie sind transhistorisch.

Die große Erzählung vom totalen Krieg ist zerbrochen zugunsten eines fragmentarischen Kriegs, der seinen Namen nicht nennt, eines inneren Kriegs, gleichsam *in den Eingeweiden* der Gesellschaft.

Wenn wir einsehen, daß das historisch Reale fragmentiert ist, so dämmert, metaphorisch ausgedrückt, schon der Morgen einer weltumgreifenden Identität, eines Weltbewußtseins und -gewissens. Genausogut wie man behaupten kann: »Gerade weil es Unterbrechungen gibt, ist die Zeit, die ich erlebe, meine Zeit, und bin ich mir dessen bewußt«, möchte ich behaupten: »Gerade weil die zwischenstaatlichen Konflikte unendlich fragmentiert sind, bewegt man sich auf den reinen Staat zu«, das heißt auf das allgemeine Bewußtsein, daß wir alle gleichermaßen Erdenbürger sind – mit allem, was dies an Furchtbarem und Monströsem voraussetzt.

schnell reich

Es war ein Fehler, zu vergessen, daß der Reichtum ein Aspekt der Geschwindigkeit ist. Im allgemeinen sagt man, Macht sei an Reichtum gebunden. Meiner Meinung nach ist Macht zunächst an Geschwindigkeit gebunden, der Reichtum kommt erst in zweiter Linie. Daß Macht auf Mittel angewiesen ist, daß sie sich diese Mittel verschafft, sei es durch Schatzbildung, durch Ausbeutung oder durch beides zugleich, ist sicher richtig. Dabei vergißt man aber die Kunstgriffe und Erschleichungsstrategien, über die die Macht verfügt, wie Steuern, Abgaben, Eroberungen etc. Jeder Gesellschaft liegt ein Geschwindigkeitsverhältnis zugrunde. Nehmen wir zum Beispiel die Gesellschaft von Athen. An der Spitze stehen die Trierarchen, d. h. diejenigen, die sich eine Triere, ein Kriegsschiff, chartern können. Dann kommen die Reiter, die sich ein Pferd – um in dieser Terminologie zu bleiben – »chartern« können. Schließlich kommen die Hopliten, die sich mit Schild und Speer als Kampfvektoren für den Krieg ausrüsten, bewaffnen können. Zum Schluß gibt es dann noch den freien Mann und den Sklaven. Sie haben nur die Möglichkeit, sich zu verdingen oder als Energie in der Kriegsmaschine eingesetzt zu werden – an den Rudern.

Bremswirkungen

Wer in diesem System (das genausogut in Rom existiert, wo die Kavallerie eine wichtigere Rolle spielt) schnell ist, ist auch mächtig. Und er ist mächtig, weil er die Möglichkeit hat, Machtmittel zu erwerben, nämlich Geld. Die römischen Ritter waren die Bankiers der römischen Gesellschaft. Denn wer sich am schnellsten fortbewegt, besitzt de facto die Möglichkeit, Steuern einzutreiben und zu erobern. Und damit profitiert er von der gesellschaftlichen Ausbeutung.

Bis zum 19. Jahrhundert beruhte die Gesellschaft auf Bremswirkungen. Die Mittel zur Steigerung der Geschwindigkeit waren sehr schwach. Nehmen wir z. B. das Schiff: die Segelschiffahrt hat sich von der Antike bis zur Welt Napoleons kaum entwickelt. Und das Pferd als Transportmittel erst recht nicht. Es gab natürlich auch Brieftauben. Die einzige etwas ausgefeiltere Geschwindigkeit war die optische Telegraphie, später dann die elektrische. Im großen und ganzen wird bis zum 19. Jahrhundert Geschwindigkeit nicht eigens hergestellt. Bremswirkungen lassen sich hingegen durch Festungswälle herstellen, durch Gesetze, Reglementierungen, Verbote etc. Durch alle möglichen Hindernis-Systeme kann man bremsen (nicht von ungefähr staffelt sich die frühere Gesellschaft mit Hindernissen, sei es auf personaler oder moralischer Ebene, sei es auf der Ebene territorialer Abgrenzungen. Ob es sich nun um Stadtmauern handelt, um Festsetzungen von Steuern oder um die Festungssysteme der Nationalstaaten – das alles bremst).

schnellstens

Und dann kommt auf einmal die große Revolution, man hat sie industrielle Revolution genannt und später von einer Revolution der Transportmittel gesprochen. Ich nenne sie *dromokratische* (Dromologie – Wissenschaft von der Geschwindigkeit) Revolution. Denn man erfindet nicht nur, wie oft erwähnt, die Möglichkeit, gleiche Gegenstände massenhaft zu produzieren (das ist meiner Meinung nach eine völlig eingeschränkte Sichtweise), sondern vor allem erfindet man ein Mittel, um Geschwindigkeit herzustellen, zunächst mit der Dampfmaschine, dann mit dem Verbrennungsmotor. So wird der Übergang vom Zeitalter der Bremswirkung zum Zeitalter der Beschleunigung möglich. Anders gesagt, die Macht setzt auf Beschleunigung.

Pferde im Flug

Bekanntlich war die Armee zu allen Zeiten der Ort, wo die reine Geschwindigkeit zur Anwendung kam, so in der Kavallerie – die besten Pferde gehörten selbstverständlich der Armee – , so in der Artillerie etc. Die Armee verwendet auch heute noch die höchsten Geschwindigkeiten, bei Raketen wie Flugzeugen. Ein Beispiel dafür ist die Auseinandersetzung, die um das amerikanische Überschallflugzeug entstanden ist. Es ist nicht gebaut worden, denn für die Amerikaner war es ein heißes Eisen. Damit hätte man den Bau eines zivilen Überschallflugzeugs anlaufen lassen, das schneller gewesen wäre als die Militärflugzeuge. Daran kann man deutlich sehen, daß die Hierarchie der Geschwindigkeit der Hierarchie des Reichtums gleichkommt. Sie hängen zusammen. Und das betrifft nicht nur eine mehr oder weniger leistungsstarke Kavallerie oder Kriegsflotte. Das Primat der Geschwindigkeit begründet vielmehr den Beschleunigungszustand, den Ausnahmezustand im Zeitalter der Intensität.

Es gibt keine politische Macht, um die multinationalen Konzerne zu kontrollieren oder die Streitkräfte, deren Autonomie stetig wächst. Es gibt keine Macht, die ihnen übergeordnet wäre. Entweder wartet man darauf, daß irgendein Universalstaat kommt, mit irgendeinem

Oberhaupt an der Spitze, oder man hat endlich begriffen, daß im Zentrum nicht mehr ein Monarch von Gottes Gnaden steht, ein absoluter Monarch, sondern eine *absolute Waffe.* Nicht mehr eine politische Macht hat das Zentrum inne, sondern die Kapazität absoluter Vernichtung.

immer sofort

Die Geschichte als ausgedehnte Zeit – Zeit, die andauert, die eingeteilt und organisiert wird, die sich entfaltet – verschwindet zugunsten des Augenblicks, so als bestünde das Ende der Geschichte im Ende der Dauer. Sie verschwindet zugunsten einer sofortigen und schlagartigen Allgegenwärtigkeit. Und das ist zugleich das Nukleare. Die Augenblicklichkeit ist unabhängig vom Zentrum, und das Zentrum ist nuklear. Die absolute Waffe, jene große wissenschaftliche Überraschung von 1945, steht im Zentrum der politischen Debatten und löst sie zugleich auf.

Das Schlimmste an der absoluten Waffe, der atomaren Waffe ist, daß es sie gibt und gerade dadurch jede Diskussion über die gesellschaftliche Entwicklung zusammenbricht.

Der reine Krieg

Ich glaube, man bewegt sich auf etwas Universales zu: Stadtuniversum, Universalstadt. Wenn auch heute noch das Abkommen von Jalta gilt und es die beiden Blöcke von Ost und West gibt, wenn es auch die NATO, die SEATO, den Warschauer Pakt etc. gibt, so ist das alles meiner Ansicht nach schon überholt durch eine Art Universalstaat, einen Staat im Reinzustand. Er ist Ergebnis des reinen Kriegs, d. h. der Intensität der Vernichtungsmittel. Damit sind kapitalistische und kommunistische Ideologien bereits überholt. Das Problem liegt nicht darin, daß es heute keine Konfrontation mehr gibt, sondern darin, daß man tatsächlich nicht so sehr einem äußeren Feind gegenübersteht, als vielmehr einem inneren Feind: der eigenen Rüstung und der eigenen wissenschaftlichen Macht. In Wirklichkeit sind sie es, die das Ende herbeiführen.

Auszüge aus dem im Herbst erschienenen Buch »Der reine Krieg«. Ein Gespräch von Sylvère Lotringer mit Paul Virilio. Aus dem Französischen von Marianne Karbe. Merve Verlag, DM 15.

Konkret 01/85, S. 58

Uwe Schweikert

Terrorist der Philosophie

Über Jean Baudrillard

»Damit etwas kommt muß man gehen/Die erste Gestalt der Hoffnung ist die Furcht/Die erste Erscheinung des Neuen der Schrecken<e, sagt Heiner Müller in einer Anmerkung zu seinem Anti-Lehrstück »Mauser«. So nimmt es nicht wunder, daß Jean Baudrillard, der schwärzeste und nüchternste der neueren französischen Denker, hierzulande mit spitzen Fingern angefaßt wurde. Mag auch sein Name an brouillard, Nebel, erinnern: sein Schreiben, das die katastrophische Normalität enthüllt, vernebelt nichts.

Baudrillard, Jahrgang 1929, Soziologieprofessor an der Universität Paris-Nanterre, hat die Konsequenzen aus dem Scheitern der 60er Revolte von allen ihren geistigen Ziehvätern vielleicht am radikalsten reflektiert und vollzogen. Er räumt auf mit den fatalen Reimzwängen der Ideologiekritik, mit den Residuen dessen, was bis heute als progressiv und revolutionär gilt. Sein Referenzpunkt sind nicht mehr die Massen und die Utopie, sondern die Implosion, der Zusammenbruch des Sozialen nach innen. Lapidar bilanziert er die Indifferenz des Fortschritts: »Verlust des Sinns, Ende der Geschichte, Agonie des Politischen, Transparenz und Unbestimmtheit des Sozialen selbst, Macht der Simulation, Allgegenwart und Obszönität der Medien...«.

Die Geschichte reitet auf toten Gäulen ins Ziel. Baudrillard ist kein Metaphysiker. Das unterscheidet ihn von Foucault, dem strukturellen Theoretiker der Macht, von Deleuze, dem revolutionären Strategen des Schizo, von Lyotard, dem Ökonomen des Wunschbegehrens. Sie alle lassen den von der Geschichte und vom Fortschritt Überfahrenen, den Ausgeschlossenen und Marginalisierten, noch eine Hintertüre der Reversion offen. Wenigstens gedanklich, wenigstens dialektisch. Nicht so Baudrillard. Er produziert das Ende der Dialektik, indem er ihr die Realität entzieht. Während alle noch aufs atomare Inferno starren, zeigt er – und darin trifft er sich mit Virilios Enthüllung des reinen Krieges – , daß die Katastrophe bereits stattfindet, ja, daß sie ununterbrochen abläuft. Von den fatalen Strategien selbst, von der Verkabelung in unseren Köpfen, und nicht von der Atomrüstung, gehen für Baudrillard die größten Gefahren aus. Und er stellt entschieden in Zweifel, daß die Gen-Technologie und die Informationstechnologien überhaupt noch beherrschbar bleiben. Ob die globale Vernichtung kommt oder verhindert wird, könnte fast schon bedeutungslos werden – eine tödliche Logik, gegen die die Versöhnungsmoral des Sozialismus, gegen die die Nestflucht der westdeutschen Ökobewegung sich als die reine Gesundbeterei erweisen.

Wo wir auch hinschauen – und die Zeichen mehren sich, sei's in der Politik, bei der Arbeit, in der Freizeit, in der 'Natur' oder in der blendenden Fiktion der Medien – , wird die Wirklichkeit substituiert: »Anstelle des alten Realitätsprinzips beherrscht uns von nun an ein Simulationsprinzip.« Ich bin, weil ich wahrnehme und wahrgenommen werde – dies war das philosophische Grundgesetz des Sensualismus und damit auch der bürgerlichen Produktionsgesellschaft, die unter dem Marktgesetz des Tauschwertes stand. Unter der Herrschaft der Codes, der Zeichen, der Simulation besitzen die Dinge keinen Referenzwert, keinen Inhalt und keine Botschaft mehr. Alles wird austauschbar, die Elektronik zur Black-Box des Sozialen. Die Theorien sind am Ende, das Soziale kollabiert; im Dunkel der endlich gescheiterten Aufklärung triumphiert die Hyperrealität des Scheins. Es gibt kein Ritual, keine Illusionen, keinen Mythos mehr, nur noch Substitutionserlebnisse, und alle Trugbilder, alle Simulakren – wie Baudrillard diese beliebig herzustellenden Zeichen nennt – tragen den Schein der Wirklichkeit. Fast so, als wolle sie Baudrillards These bestätigen, hat die Zeitschrift Time/Life zum Zeitpunkt des Erscheinens der deutschen Ausgabe von »L'échange symbolique et la mort« (»Der symbolische Tausch und der Tod«) den Computer zum Mann des Jahres gewählt.

Baudrillard hat das Pariser Centre Beaubourg, dieses Kaufhaus der Medien, diesen Tempel der Simulation, als ein gigantisches Gadget beschrieben (der Aufsatz ist in dem Merve-Band »Kool Killer« abgedruckt und eignet sich vielleicht am besten als Einstieg in sein Denken). So wie die Besucher des monströsen Wunschapparates vollautomatisch von Rolltreppen eingesogen und durch das Röhrensystem des Gebäudes geschleust werden, wird der gesamte Bereich des Sozialen heute durch die Medien geschleust und gehorcht damit einem Simulationseffekt. Das Beaubourg inszeniert die Leere und das Nichts. Wir finden diese perfekte Zirkulation überall in unseren alltäglichen Beziehungen und Handlungen wieder – in den Fußgängerzonen, Talkshows, Video- und Computerspielen, in der Betonarchitektur der Städte, im postmodernen Kultbau der neuen Stuttgarter Staatsgalerie (wo die Wände die Bilder wegschlucken, die Bilder und ausgestellten Plastiken nur noch wie Verkehrssignale den unablässigen Strom der Besucher regeln).

Die Ebene des Symbolischen bleibt ausgelöscht. »Wir leben unter Bedingungen«, schreibt Anne Duden in einem ihrer Texte, »die den Einzelnen und den Tod ausschließen, d. h. denjenigen, der nicht ins Bild dieser hellausgeleuchteten Gesellschaft in Uniform paßt. Der Einzelnen und der Toten sind viele.« In dieser delirierenden Vertikalität greifen weder die politische Ökonomie noch die Psychologie, weder Theorie noch Kybernetik mehr. Und auch die »Sinn-Wut«, mit der die Linke ständig neue Zukunftsmodelle entwirft, läuft leer.

Die modernen Gesellschaften haben den Tod verdrängt. Das Leben tauscht sich nicht mehr mit dem Tode aus, wird dem Tod nicht »zurückgegeben«. Diese Form des symbolischen Austausches, der symbolischen Artikulation müssen wir – so schreibt Baudrillard – wiederfinden: »Das Symbolische steht jenseits des Unbewußten und der Psychoanalyse, jenseits der libidinösen Okonomie, wie es auch jenseits des Wertes und der politischen Ökonomie steht.« Die Revolution wird in dieser Sicht zu einem Akt der Souveränität (einen Begriff, den Baudrillard von Georges Bataille übernimmt): souverän ist, nach Bataille, das Heilige und das Opfer, die Leidenschaft und die Verführung, der Traum und die Kunst, mit einem Wort: das Imaginäre.

Über den Komplex des Gegensatzes von Liebe und Verführung hat Baudrillard ein ganzes Buch geschrieben – »De la séduction« (1979) – , das bei Matthes & Seitz auf Deutsch erscheinen soll. Begleitende und kommentierende Texte zu diesem Komplex sind aber schon 1983 auf Deutsch in dem Merve-Band »Laßt euch nicht verführen ! « erschienen – der Titel ist ein Brecht-Zitat (aus der »Mahagonny«-Oper) und bei dem Brechtübersetzer Baudrillard sicher kein Zufall.

Verführung, nicht Liebe. Denn Verführung entzieht sich der Produktion und den Codes. Sie »präsentiert sich als letztes Ausbrechen, als unbegrenzter Rückgriff auf Kunstgriffe des Körpers, als Überlebensstrategie... Die Verführung kann heute all die gegen Gott und die Moral mobilisierten, unheilvollen Kräfte, alle Stärken der List und des Teufels, der Dissimulation und der Abwesenheit, der Herausforderung und der metaphysischen Umkehrung des Scheinhaften wieder aufbieten gegen die terroristische Vereinnahmung der Wahrheit und der Verifizierung: gegen all die uns einengenden Erfassungs- und Programmierungsmethoden.«

Im transpolitischen Prozeß der Auflösung von Zeit und Geschichte wird die Verführung zum Beispiel einer »wilden«, transversalen Praxis jenseits der bürgerlichen oder marxistischen Rationalität, weil sie keinen Zweck hat, keiner Ideologie unterliegt, keinen Tauschwert schafft. Von allen Gegensätzen,

die Baudrillard zwischen Liebe und Verführung in einem rhetorischen Feuerwerk aufblitzen läßt – Liebe als Begehren, individuelle Finalität und affektive Erpressung; Verführung als dual-duellhaftes Spiel, strategische Beziehung, zeremonial-ritueller Austausch – , ist ,entscheidend wohl die Zeichenfunktion, die ökonomische Vermittlung: in der Liebe entlarvt Baudrillard eine Tauschform und Dienstleistung und damit eine der »fatalen Strategien«; in der Verführung enthüllt er dagegen den symbolischen Tausch, den Ort des Taumels und des Imaginären. Die Verführung ist nicht Ökonomie, sondern Verausgabung.

Baudrillard, wie schon sein Gewährsmann Bataille, beschreibt diesen Vorgang in einer luziden, metaphorischen Sprache. Nur trockene Moralisten, Buchhalter des Weltgeistes und des Fortschritts, können darunter das befleckte Laken des Irrationalismus hervorziehen. Baudrillard antwortet auf die Katastrophe mit dem katastrophischen Denken. Er ist, wie ihn Aurel Schmidt einmal bezeichnet hat, der letzte Terrorist der Philosophie. Allein die skandalöse, die subversive Wahrheit, allein, was an die Ohnmacht rührt, vermag heute noch zu überzeugen. Und so ist es wohl auch kein Zufall, daß man die produktivste Auseinandersetzung mit Baudrillard hierzulande nicht bei den Theoretikern, sondern in den jüngsten Texten zweier Schriftsteller, bei Heiner Müller und Anne Duden, findet.

»Das Poetische ... zielt auf die Extermination und Vernichtung der Sprache als Diskurs, aber auch als Materialität – und zwar nicht, indem es sie wie der Diskurs verdrängt, sondern indem es sie bis zur Vernichtung vergegenwärtigt.«

Von Baudrillard liegt auf Deutsch vor:

Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen, 1978 (Merve 79)

Agonie des Realen, 1978 (Merve 81)

Laßt euch nicht verführen! 1983 (Merve 112)

Der symbolische Tausch und der Tod, 1982 (Matthes & Seitz)

Im Schatten der schweigenden Mehrheiten oder das Ende des Sozialen, 1979 (in: Freibeuter, Heft I und 2)

Metaphysik der Geisel, 1982(in: Tumult, Heft 4)

Die göttergleiche Linke/Die große Illusion: das Soziale (in: Tageszeitung, 12 11.1983 bzw. 19.11.1983)

Die Fatalität der Moderne. Interview mit B., 1984 (in: Zur Kritik der palavernden Aufklärung Matthes & Seitz)

Diskussion mit B.: Der Tod der Moderne, 1983 (Konkursbuchverlag)

Konkret 01/85, S. 64

Das Unfall-Design

Bilder der geretteten Katastrophe

Ein Gegenstand scheint erst dann durchdacht und vollendet geplant, wenn neben seiner Funktion die Disfunktion kalkuliert wird. In einer Zeit, in der sich die täglichen Unfälle derart beschleunigen, daß ihre Veröffentlichung kaum noch Schritt hält; einer Zeit, in der man beginnt, den Zufall/Unfall (accident) als Energiequelle zu erschließen, ist die Ruinenarchitektur der amerikanischen Gruppe »Site« das künstlerische Pendant zur Katastrophenschutzübung .

Und der Unfall funktioniert: die herausgebrochene Ecke des »Notch-Projekts« läuft auf Schienen und dient als Eingang/ Ausgang des Kaufhauses. In diesem gewinnen die für den schnellen Konsum bestimmten Waren im Vergleich zur fragilen Fassade des Gebäudes den Schein der Beständigkeit. Das Verfallsdatum des Gehäuses hat immer schon das der beherbergten Dinge überholt. In der Utopie der Berechenbarkeit wird – elektronisch – auch der Ausfall/Überfall der Berechenbarkeit mit hochgerechnet. Denn das eigentliche Unheil droht nicht von der technisch unausgereiften Unzulänglichkeit der Apparate sondern vom (G)AU; – und dieser »(größte) anzunehmende Unfall« ist nicht auf die ausdrücklichen Destruktionswirtschaftszweige und -wissenschaften eingeschränkt. Er bewegt sich frei.

Und doch wiederum: Indem die »unbestimmte« (siehe »unbestimmte Fassade«) zukünftige Katastrophe gebändigt ist im sichtbar zuendegeführten Einzelfall, indem der Unfall zementiert wird, ist sein Schrecken gebannt. Die Kaufhauskette mit dem glückverheißenden Namen bezahlt die magische Opfergabe, die aus der zukünftigen eine schon vergangene Zerstörung macht. Sie schafft den glücklichen Fall, bei dem Konstruktion und Destruktion ineinander-*fallen*.

Konkret 01/85, S. 68

Anette Sibelius

Sans Soleil - ohne Sonne

»Sei Shonagon, eine Ehrendame der Prinzessin Sadako am Anfang des 11. Jahrhunderts, der Heian-Periode, hatte eine übertriebene Vorliebe für Listen: die Liste der 'eleganten Dinge', der 'trostlosen Dinge' oder aber der 'Dinge, die es nicht wert sind, getan zu werden'. Sie hatte eines Tages die Idee, die Liste der 'Dinge, die das Herz schneller schlagen lassen', aufzustellen. Das ist kein schlechtes Kriterium, ich merke es, wenn ich filme«.

Wir sehen einen Katzenfriedhof; wartende Afrikaner am Hafen; ein japanisches Straßenfest; eine Schlacht der Samurais; die Dürre der Sahel-Zone; James Stewart und Kim Novak in Hitchcocks 'Vertigo'; ... pausenlose Bilderproduktion, »Sans Soleil«, ohne ein Gravitationszentrum, 100 Minuten herausgeschnitten aus dem Endlosband der omnipräsenten zweidimensionalen Wirklichkeit... Das in-der-Luft-Auftanken eines B 52-Bombers. Eine Eisenbahn fährt durch das Häusergewirr Tokios; Aasgeier weiden eine eben erschossene Giraffe aus; bis zu den Dächern zugeschüttete Häuser in Island; Amilcar Cabral winkt von einem Boot den am Ufer Stehenden zu; Porzellankatzen auf einem Verkaufsregal; die weiß behandschuhten Hände eines Omnibusfahrers am Lenkrad; ein Student, der Flugblätter verteilt; Karneval in Bissau.

»Sans Soleil« ist ein Film über die Unmöglichkeit. Über welche Unmöglichkeit? Alles ist machbar. Eben über diese auch. In der Ouvertüre wird Unmögliches belegt. Zu sehen sind drei Kinder, etwas unscharf, verwackelt, auf einem Weg durch windige Landschaft. Der Text dazu: »Das erste Bild, von dem er mir erzählte, zeigt drei Kinder auf einer Straße in Island, 1965. Er sagte mir, es sei für ihn das Bild des Glücks, und auch, daß er mehrmals versucht habe, es mit andern Bildern in Verbindung zu bringen – aber das sei nie gelungen. Er schrieb mir: '... ich werde es eines Tages ganz allein an den Anfang eines Films setzen und lange nur schwarzes Startband darauf folgen lassen. Wenn man nicht das Glück in dem Bild gesehen hat, wird man wenigstens das Schwarze sehen'.«

Nach welchen Kriterien also soll man filmen? »Die Dinge, die das Herz schneller schlagen lassen«, ist das eine. Ein anderes ist das Banale: »Nach einigen Reisen um die Welt interessierte mich nur noch das Banale. Ich habe es während dieser Reise mit der Ausdauer eines Kopfjägers verfolgt«. Ein merkwürdiger Kurzschluß: das Banale, das das Herz schneller schlagen läßt. Gereist wird zwischen Guinea-Bissau, den kapverdischen Inseln und Japan. Es sind also vornehmlich Bilder aus diesen Ländern, die zu sehen sind. Im Gegensatz zu den Bildern der Ouvertüre, die amateurhaft wirken, sind die der Reise von professioneller Exaktheit: Es ist eine Kamera, die durch die Stadt/ Landschaft geht oder sich für ein schönes Bild aufbaut. Und mit Professionalität ist hier nicht jene gemeint, die den Kopf aus dem Hotelfenster hält und fragt: Na, was haben wir denn heute für ein Layout? Im Filmtext heißt das dann so: »Er sagte mir, diese Stadt müsse wie eine Partitur gelesen werden. Man könne sich in den massigen Orchesterpartien und in den Anhäufungen von Einzelheiten verlieren, und das ergebe das vulgäre Bild Tokios: übervölkert, megaloman und unmenschlich. Er glaubte darin feinere Zyklen zu erblicken, Rhythmen, die ebenso differenziert und präzis wären wie Gruppen von Instrumenten«.

Und an dieser Stelle spätestens taucht die Frage auf, wer er und ich ist, wer hier steht, liest und spricht. Denn es sind keine Personen zu sehen, die eine Handlung durch den ganzen Film schleppen, die uns vergessen machen, daß wir mit Bildern bombardiert werden. Eine Stimme berichtet von Briefen, die er schrieb (indirekte Rede), und liest aus diesen Briefen vor (direkte Rede). Die Stimme ist in der deutschen Synchronisation die von Charlotte Kerr; und sie spricht zum Problem der Nachrevolution in der Dritten Welt, zum Bild einer bei der Lebensmittelverteilung anstehenden Menschenmenge: »Wenig mitreißende Probleme für die revolutionäre Romantik: arbeiten, produzieren, verteilen, die Erschöpfung der Nachkriegszeit sowie die Verführungen der Macht und der Vorrechte überwinden... Was denn? Die Geschichte ist nur für jene bitter, die sie sich zuckersüß vorstellen«. Der letzte Satz ist mit einer optimistischen Melancholie gesprochen, die mir ein Lachen entlockt. Es ist eines aus der Distanz.

Diese Distanz mag durch den Raum entstehen, der sich zwischen Bild, geschriebener und gesprochener Sprache auftut. Triole der ersten Instanz: Einer filmt, einer schreibt und liest zu den zusammengeschnittenen Bildern vor – und keiner hat Recht. Kein authentisch gehetztes: Ich habe genau gesehen, daß es so und so ist und man bei Berücksichtigung aller zur Verfügung stehenden Fakten zu dem einzig möglichen Schluß kommen muß... Sondern die Frage nach der Kopfarbeit: »Ich werde mich mein ganzes Leben nach der Funktion der Erinnerung gefragt haben, die nicht das Gegenteil des Vergessens ist, sondern vielmehr dessen Kehrseite. Man erinnert sich nicht, sondern man schreibt das Gedächtnis um, wie man die Geschichte umschreibt«. »Sans Soleil« ist ein Bilder produzierendes Gedächtnis.

Chris Marker, 1921 als Christian François Bouche-Villeneuve geboren, kam zu Beginn der 50er Jahre zum französischen Film, arbeitete u. a. mit Alain Resnais, Agnès Varda und Jean-Luc Godard zusammen und verstand seine Filmarbeit als eine politische. Algerien, Kuba, die 68er Bewegung, Vietnam, Chile, der Prager Frühling. Carlos Marighela und Che Guevara waren Themen seiner Filme. Dabei stellte er immer wieder die Frage nach der Verknüpfung von Geschichtsdokumentation und -produktion. »Weiß man je, wo Geschichte sich abspielt?« Bild: Ein Pferd überspringt ein

Hindernis, einen Reiter in Uniform auf seinem Rücken tragend. Ton: Als ich dem Springchampion der chilenischen Mannschaft folgte, glaubte ich, einen Reiter zu filmen, und filmte einen Putschisten: den Leutnant Mendoza, später zum General Mendoza geworden, einen der vier der Pinochet-Junta... Man weiß nie, was man filmt.

In »Sans Soleil« zeichnet Marker für Komposition und Montage, neben Sandor Krasna für Kameraführung: Sandor Krasna, Jahrgang 1932, bewegt sich in den 60er Jahren im amerikanischen 'mouvement', arbeitet bei »Apocalypse now« mit und lebt seit dem Ende der 70er Jahre in Japan, das er nur für Filmarbeiten in Afrika verläßt.

In dem Bulletin Cicim Nr. 8, einer Filmbroschüre des Münchner Institut Français, – einziges Thema: Chris Marker – heißt es zu »Sans Soleil«: »Eine unbekannte Frau liest die Briefe eines Freundes, der als Kameramann die Welt bereist und sich von den beiden Polen Japan und Afrika angezogen fühlt. Er stellt sich dabei die Frage nach dem Sinn dieser Repräsentation der Welt in Bildern und der Funktion der Erinnerung, an deren Fabrikation er selbst beteiligt ist«. Der Name Krasna wird nicht erwähnt. Halten wir uns also an die unpersönliche Instanz des Gedächtnisses.

Nur im Ausnahmezustand konzentrierten Denkens arbeitet das Gedächtnis, – linear, stringent. Sein gewöhnlicher Zustand ist der der Abdrift, die es im Austausch mit einem anderen Gedächtnis bestmöglich zu tarnen gilt: klipp-und-klar ist noch immer das beliebteste Kommunikationspärchen. Klipp-und-klar verschweigt, daß es vom Vergessen, von den kleinen Unterbrechungen, vom Faden-Verlieren lebt. »Sans Soleil« dagegen macht es zum Thema.

»Tokio ist eine von Eisenbahnen durchfahrene Stadt, eine mit elektrischen Drähten zusammengenähte Stadt, die ihre Adern zeigt. Man sagt, das Fernsehen mache ihre Bewohner zu Analphabeten. Ich habe nirgendwo so viele Leute auf der Straße lesen sehen. Vielleicht lesen sie nur auf der Straße, oder aber sie tun nur so, als ob sie läsen, die Gelben.. Ich verabredete mich gewöhnlich in der Kinokunya, der Buchhandlung von Shinjuku«. Ein Gedächtnis in Bewegung, ein durch die Stadt laufendes Denken, ein sich selbst entwickelndes Thema, unwillig zu explizieren, unfähig anzuhalten: »Ein angehaltener Augenblick würde verschmoren wie das Bild eines vor dem Brennpunkt des Projektors blockierten Films«.

Das Verschmorte könnte in seiner Schlichtheit vielleicht so aussehen: Die sichtbar mit elektrischen Drähten zusammengenähte Stadt zeigt etwas, was deutsche Städte verbergen: die qua Verkabelung modulisierte Gesellschaft. Aha. Alles ist mit allem ohne wirkliches Zentrum verbunden. Da fällt uns erst einmal das Fernsehen, »der Erinnerungskasten«, ein, der im Film in der Vielzahl der Programme auch vorgeführt wird. Und »je länger man das japanische Fernsehen betrachtet, um so mehr hat man das Gefühl, von ihm betrachtet zu werden«. Da scheint die Subjekt-Objekt-Beziehung nicht mehr zu funktionieren. (Dafür ließe sich aber an dieser Stelle mit Gewinn ein Verkehrsknotenpunkt produzieren, durch den der Blick als ein in zwei Richtungen gleichzeitig fliegender Pfeil sirrt, wodurch die Frage auftauchen könnte: was ist mit der »Gleichheit des Blickes« gemeint, und wäre es möglich, diese Gleichheit in unseren Köpfen herzustellen, indem man die Bilder ändert, wo doch andererseits das Medium die Botschaft ist, so daß vielleicht die einzige Rettung darin besteht, die Dinge mit anderen Augen anzuschauen, wenn es möglich wäre, sich dem Zwang, die Welt als Film zu sehen, zu entziehen... Aber es sollte nicht die Abdrift, sondern das Verschmoren demonstriert werden.)

Funktioniert also die Subjekt-Objekt-Beziehung nicht mehr so sicher, so funktioniert das Fließen der Ströme zwischen den Sender-Empfänger-Einheiten um so besser, denn sie werden elektronisch kanalisiert. »Er behauptete, die elektronische Materie sei die einzige, die das Gefühl, das Gedächtnis und die Phantasie verarbeiten könne«. Daß die elektronische Materie vernünftig im Sinne Klipp-und-klars ist, wird durch das Bild eines Videospiels belegt. Text: »Die Videospiele sind die erste Phase des Hilfsplans der Maschinen für das Menschengeschlecht, des einzigen Planes, welcher der Intelligenz eine Zukunft bietet. Vorerst ist die unüberschreitbare Philosophie unserer Zeit in dem Pac-Man enthalten. Als ich ihm alle meine 100 Yen-Münzen opferte, wußte ich nicht, daß er die Welt erobern würde. Vielleicht, weil er die vollkommenste graphische Metapher der Daseinsbedingungen des Menschen ist. Er stellt, richtig abgewogen, die Kräfteverhältnisse zwischen dem Individuum und der Umwelt dar, und er verkündet uns ganz nüchtern, daß, wenn es irgendwie ehrenvoll sei, die größte Anzahl siegreicher Schlachten zu schlagen, dies schließlich immer übel ende«.

Die Konsequenz aus der Subsumption des noch mangelhaften, weil organisch funktionierenden, Denkens unter die elektronische Vernunft, d.h. schließlich beider Ununterscheidbarkeit, liegt in nicht allzu ferner Zukunft. »4001 die Epoche, in der das menschliche Gehirn das Stadium der Vollbeschäftigung erreicht hat. Alles funktioniert auf vollkommene Weise, alles, was wir noch schlafen lassen, das Gedächtnis inbegriffen. Die logische Folge: ein totales Gedächtnis ist ein anästhesiertes Gedächtnis. Nach vielen Geschichten von Menschen, die das Gedächtnis verloren haben, hier nun die Geschichte eines Menschen, der die Fähigkeit zu vergessen verloren hat...«

Unterbrechen wir sie hier, denn diese Geschichte ist die des ganzen Films, – aber eben nur eine von vielen anderen, auch nicht explizierten. Denn würde sie im Film in der eben dargestellten Gradlinigkeit erzählt, wäre sie nicht nur langweilig, ihre Haltbarkeit verfiele auch, oder die Geschichte würde verbrennen. Das wußten wir doch immer schon: Von der Zivilisationserrungenschaft Elektrizität zur Tyrannei der Elektronik. Sie wäre bestenfalls tauglich für das Podiumsthema: Soll die Bundesrepublik verkabelt werden? Als wenn das eine Frage der Entscheidung wäre. Nein, sie würde vor allem zur

Verzweiflung führen, denn ihr fehlen die Abdrift, das Vergessen, die alltäglichen Funde, – das Banale, das den »melancholischen Trost der Dinge« schenken kann.

Daß dieses Filmgedächtnis mystisch-kitschig ist, daß es sich des politischen Engagements nicht entsinnen mag, wäre ein voreiliger Schluß. So verführerisch blind auch der Textvortrag der deutschen Filmfassung machen kann. Denn bei allem Umherschweifen zwischen Katzenfriedhof, Straßenfest, Zeit/ Raum (von Afrika, dem zweiten »Pol des Überlebens«, will ich gar nicht erst zu reden anfangen), Eisenbahn, Tod, Blick, Auge und Chrysantheme, entsinnt es sich der von Amilcar Cabral formulierten Unmöglichkeit: »Man möchte meinen, daß wir uns vor einem breiten Strom voller Wellen oder Sturmwogen befinden, mit Leuten, die versuchen, ihn zu überqueren, und die ertrinken, aber sie haben keinen anderen Ausweg: sie müssen hinüber...« Und es ist, in der spiraligen Logik des Films, nicht ausgemacht, daß dieses Gleichnis des Revolutionärs Cabral ein resignatives wäre.

Nur der elektronische Pacman kann das endgültige Ergebnis dieser Bewegung 'sehen': die Summe aller Revolutionen und Freiheitsbewegungen ist schließlich eine Kette von Niederlagen. Doch trotz dieser Niederlagen ist das Kämpfen für die, die nur durch das Vergessen der Pac-Man-Weisheit Beteiligte sein konnten, nicht umsonst gewesen. »Da, wo man uns glauben machen möchte, daß ein Kollektivgedächtnis entstanden sei, sind tausend Gedächtnisse von Menschen, die ihre persönliche Zerrissenheit in der großen Zerrissenheit der Geschichte umhertragen«. Geschichte ohne Sonne addiert sich nicht zum Fortschritt aus hochgerechneten Erfahrungen. Es gibt nur all die einzelnen menschlichen Geschichten schlingernder Hoffnung.

»Sans Soleil« ist ein Plädoyer für das Vergessen, das eben nicht Gegenteil der Erinnerung ist.

Der vollständige Text von »Sans Soleil« ist im Filmbulletin »Kino in Augenhöhe« abgedruckt. Zur Zeit läuft in mehreren deutschen Städten (München, Tübingen, Stuttgart, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Berlin, Kiel, Dortmund Düsseldorf, Aachen, Bonn), zum Teil noch bis in den Januar hinein, eine Chris-Marker-Werkschau .

Konkret 01/85, S. 73

Harry Rowohlt

Filmtip: Greystoke

Die Legende von TARZAN
Regie: Hugh Hudson

»Erst Hugh Hudsons Film«, berühmt sich der Verleih, »erzählt die tatsächlichen Geschehnisse aus EdgarBurroughs' erstem Roman«, und das ist glücklicherweise Quatsch. Denn Burroughs' Tarzan-Romane sind allesamt liebenswert naiver Schund mit abgrundtief bösen Russen drin und fleischfressenden Affen und jedem wie auch immer gearteten Bruch in der -Logik eines unausgeschlafenen Heftchenschreibers. Allein schon wie er in seinen heillosen Kapitelanfängen das eherne epische Gesetz (»Erzähl mal- also du kommst rein...«) immer wieder bricht, weil jemand reingekommen ist, der tatsächlich mal einen Bleistiftanspitzer kaufen wollte, und als der endlich wieder weg war, da war auch der Handlungsfaden dahin: Das ist für Freunde des guten Schlechten ein Genuß. Auch Bourroghs' Science-Fiction-Romane sind nur etwas für hartgesottene Kleinkinder. Daß er nie Western schrieb, hat einen guten Grund: Bevor er Bleistiftanspitzer verkaufte, war er Cowboy.

Wenn man also aus Schundheften 41mal einen Schundfilm gemacht hat, dann ist das völlig in Ordnung, und niemand müßte sich entschuldigen, wenn es beim 42. Mal wieder einer geworden wäre. »Greystoke« ist aber keiner, sondern ein zärtliches kleines Dschungelbuch mit schönen Bildern- sogar der Mount Cameroon spie - allen wohl und niemand wehe - während der Dreharbeiten einmal kurz Feuer, so gottgefällig war das Unternehmen.

Der kleine Tarzan wird also, wie bekannt, von Affen aufgenommen und großgezogen. Er kommt im sozialen Gefälle des Rudels gut voran, weil er ein Messer handhaben und den Oberaffen vollpinkeln kann. Dann erscheint eine Expedition, die Tiere zum Ausstopfen schießen will. Die Expedition hat zwei-Pole: den bösen, blindwütigen, unökologischen Killer (Böse: Nigel Davenport) und den guten, stets zur Mäßigung ratenden Capitaine d'Arnot (mit leichtem österreichischen Akzent unterlegt: Ian Holm), der in Tarzan (klein und drahtig: Christopher Lambert) den 7. Earl of Greystoke erkennt und vom Affen weg- zum Menschen hinsozialisiert. Das gelingt nur unvollkommen, und Tarzan zeigt im unheimischen England, wie man sich mit vollendeter Anmut zum Affen machen kann, indem man sich zum Anwalt der Unterdrückten, äh, aufschwingt. Einen unerwarteten Verbündeten findet er in dem schon ein wenig tüteligen 6. Earl (in seiner letzten Rolle: Sir Ralph Richardson), und zusammen mischen sie den Herrensitz (Sippenmotto: »Yield to none«, »Weiche keinem«) spontimäßig auf. Dann geht es mit Jane (bisher nur von Titelblättern bekannt: Andie McDowell) zurück nach Afrika ... Tarzan hört den Ruf der Wildnis... Der Ruf ist stärker als die gute Erziehung... Tarzan verläßt nix: ich Tarzan, du Jane - seine Jane, und das ist dann das Happy End. Tarzan ist endlich wieder bei den U! U! U! U! machenden, gelenkigen jungen Schauspielern im Zottelkostüm (Trainer: Dr. Roger Fouts, der schon die Tierdarsteller, in »American Werewolf in London« ausbildetete; dies ist also Fouts 11) und hat - bis auf das U! U! U! U? seine Ruhe.

Hugh Hudsons zweiter Kinofilm - nach »Chariots of Fire« könnte viel, viel schlechter sein auch wenn man nicht in den elitären Genuß kommt, bei der Pressevorführung zwischen Frau Bähr (Filmhaus Hamburg) und Frau Parnass (KONKRET) zu sitzen, die sich bei jedem von den Pygmäen abgeschossenen Giftpfeil synchron wie die Kessler-Zwillinge die Augen zuhalten.

Ein Film für das ganze Rudel.

Konkret 01/85, S. 74

Peter Lau

Plattentips

Hier und demnächst gerne wieder Empfehlungen und Tips von einem herrschenden musikalischen Geschmack unseres Landes

1984 war wenigstens in musikalischer Hinsicht ein katastrophales Jahr (Sade, Bronski Beat u.ä.). Selbst Menschen mit Geschmack wußten nur eine Lösung: Bloß weg hier, zurück, so weit wie möglich. Revival hieß das Zauberwort, das uns ein Jahr lang »leichte, unbeschwerte« Musik brachte, wie wir sie sonst nur im Nachtprogramm der ARD hören. Einzig einige schon etablierte Avantgardisten durften noch mal wilde junge Männer sein, die seit Jahren vorgeben, Neubauten zum Einstürzen zu bringen. New Yorker Künstler, die zum hundertsten Mal die Hörgewohnheiten zerstören wollen, mußten ihre Sandkiste nicht verlassen.

Was dennoch an außergewöhnlichen Platten erschien, ging oft schnell unter im Tagesgeschehen (Deep Purple kommt zurück). Darum hier noch mal zur Erinnerung die Platten, die man sich auch heute noch kaufen und in fünf Jahren noch hören kann.

Den grandiosen Anfang machte **Laurie Anderson** mit ihrer LP **»Mister Heartbreak«.** Auf ihr verbinden sich viele Stile neuer Musik zu einem Meisterwerk an Ideenreichtum und Energie. Minimalistische Grundstrukturen stehen neben Schlagzeugrhythmen aus der No-Wave; ruhige, fast schon meditative Stücke neben Tanzmusik aus anderen Welten. Die Liste der mitspielenden Musiker liest sich wie ein »Who's Who« der amerikanischen Szene: Anton Fier, Bill Laswell, Adrian Belew, William S. Burroughs (!), Nile Rodgers, David Van Tieghem, Daniel Ponce, Peter Gabriel (?) u.v.a. Zusammengehalten werden sie alle von Laurie Anderson, die mit dieser Platte einen Klassiker der 80er Jahre geschaffen hat. Inzwischen ist von Laurie Anderson ein weiteres Werk erschienen, **»Songs from the Unites States – Live«**, ein Fünf-LPs-Album. Zu empfehlen für alle Fans und Menschen, die allgemein an Kunst interessiert sind.

Die Überraschung des Jahres war **Scott Walker. »Climate of Hunter«** hieß die Platte, die viele musikalische Barrieren hinter sich läßt. Wer Scott Walker noch von den Walker Brothers kennt, sollte sich keine falschen Vorstellungen machen. Hier gibt es keinen Schönklang, keine Herz-Schmerzmelodien zum Wegschmelzen, keine Radioschönheit. Diese Musik verlangt Zuhören, Konzentration und Mitfühlen. Scott Walker singt über die Angst, aus der Angst, aus den Tiefen seiner Seele. Der Rhythmus ist meist quälend langsam, und selbst die bombastische Instrumentierung täuscht nicht über die Bewegungslosigkeit, den Stillstand, der immer wieder knapp umgangen wird, hinweg. Mitsummen oder gar mitschnippen ist unmöglich. Die Musik ist sperrig, will nicht in den Kopf, aber später, nach dem zwölften Hören, auch nicht wieder raus. Eine Platte, die mit der Zeit wächst.

Die meiner Meinung nach beste Platte ging leider völlig unter. Die **Prefab Sprout** produzierten mit **»Swoon«** ein völlig unerklärliches Meisterwerk. Musik, die ohne jedes Vorbild dasteht, ohne jeden Vergleich, – die einfach nicht faßbar ist. Alles was ich über die Platte erzählen könnte, würde einen falschen Eindruck hinterlassen, sie nicht einmal ansatzweise beschreiben. Dabei sind die Mittel, die das englische Trio benutzt, denkbar einfach: Gitarre, Baß, Schlagzeug, Keyboards, Gesang scheinen zu dem einfachen Beat der sechziger Jahre zurückzuführen. Tatsächlich ist es Pop, nur einige Lichtjahre voraus. Mein Rat: hör dir die Platte an, spätestens beim 23. Mal singst auch du: »Man made the neon and he learned how to fly, but god made the stars while he fashioned the sky«. Ein Spaß fürs Frühstück oder zum Kaffeetrinken, für Sommerabende und Winterabende. Wer` »Swoon« schon hat und die Zeit bis zur neuen LP **»Steve McQueen«** gut überbrücken möchte, der sollte sich einmal die **10.000 Maniacs** anhören. Ihre LP »**Secrets of the I Ching**« ist allerdings nicht ganz so fremdartig schön bis verwinkelt wie Swoon. Perlende Gitarren die klare Stimme von Natalie Merchant, leichte Reggaeeinflüsse und eine fröhliche Grundstimmung machen sie zu einem erfreulichen Erlebnis, das sich nicht schon nach dem dritten Spielen abgenutzt hat. Die Texte handeln nicht nur von Liebe, sondern auch oft vom Krieg, ohne dabei in die gewöhnliche Dummheit der Friedensmusik abzugleiten. Popmusik wie es sie früher mal gab – New Wave vor sieben Jahren, weißt! du! noch!

Genug geseufzt, zurück nach New York. Der Film **»Liquid Sky«** schaffte es, New Yorker Stimmung zu vermitteln. Dem Soundtrack gelingt dies ebenso mühelos. Abgehackte Rhythmen, vielschichtig verschoben, Brüche, eine kurze deutliche musikalische Linie, mehr Brüche, neue Rhythmen, Ecken, Ecken, Ecken. In New York geht nichts rund, in New York ist alles rechteckig. Dies alles wurde an elektronischen Instrumenten umgesetzt, einmal wird gesungen, ansonsten ein völlig steriler Maschinensound. Slava Tsukermann, der Regisseur des Films, ist der Komponist. Außerdem bearbeitete er Stücke von Carl Orff, Anthony Philip Heinrich und Marin Marais, die sich gut in das Gesamtbild einfügen. Er hat es geschaR, jedes der vjelen möglichen Klischees, die dieses Genre bietet, zu vermeiden. Wirkliche Avantgarde, wie es sie heute nur selten gibt.

»Haben Sie nicht mal was wirklich Neues, etwas was richtig gut ist?«

»Kennen Sie schon **»Vermin in Ermine«** von **Marc Almond?** Eine der besten Platten des letzten Jahres.«

»Das klingt gut. Die nehm ich.«

Konkret 01/85, S. 80

Bernhard Schneidewind

Theater: Bummsphallera

Damit das jetzt ein für allemal klar ist: Votze und Schwanz sind nicht dasselbe wie Vagina und Penis. Letzteres ist Liebe, das andere ist - so will es die Theaterkritik in diesem Winter gesehen haben - übler »Geschlechterkampf«, »Geschlechterhaß«, »Geschlechterabgrund«, »Geschlechterkrieg«. Schon die Begriffe künden mit ihrer Ungenauigkeit von der Verschleierung der Verhältnisse, die doch gerade wieder einmal ganz erbarmungslos entlarvt werden: dem »Geschlechterabgrund« wird schier die Maske heruntergerissen. Auf der Bühne. Jetzt noch in Hamburg. Demnächst dann auch in Westberlin.

Die gut gestriegelte Wildsau des westdeutschen Theaters, Peter Zadek, hat ein Stück auf die noblen Bretter des Hamburger Schauspielhauses gerotzt, das dadurch überhaupt erst zu einem Stück wird, das man wahrzunehmen hat: »Verlorene Zeit« von John Hopkins. Europäische Erstaufführung gar.

Die größten Theaterkritiker wieselten gehorsamst nach Hamburg, interpretierten und spekulierten spaltenlang, protestierten gar gegen »die notorische Männerfeindlichkeit von Zadeks Theater« (Henrichs/ »Die Zeit«), entdeckten in der Inszenierung einen »verdichteten Realismus« (Karasek/»Der Spiegel«) - die Duden-Redaktion wird dankbar sein für diese schöne Begriffserweiterung von »Realismus« -, spürten »die Einsamkeit der nur ihrem Sexus hörigen heutigen Generation« auf - so schreibt in dieser Sprache nur noch die »Neue Zürcher Zeitung« bei derartigen Anlässen - hörten Frauen, die wie »Pissoirwände« reden (Hensel/FAZ) - dabei kommen Türken in dem Stück überhaupt nicht vor -, und doch wurden sie alle betrogen: der Skandal fand nicht statt. Nicht im frisch aufgedonnerten Saal des Schauspielhauses jedenfalls. Stattdessen: enormer Beifall des Publikums für Mimen, Inszenierung, Stück, Sprache und sich selbst. In Leserbriefen der Hamburger Journaillen dann immerhin Spuren jener Entrüstung, auf die Zadek und die Theaterkritik gesetzt und gehofft hatten: »Kultur schließt das Sittliche in sich und das Vulgäre aus. Schön und gut mit der 'dichterischen Freiheit'. Aber: Wie allen Dingen Grenzen gesetzt, so sind auch diesen Schreibern jene gesetzt, über die hinaus jeder - wie hier - die Atmosphäre verläßt, die sich Kultur nennt! Was den Theaterbesuchern geboten werden soll, ist doch wohl der Kulturstätte 'Deutsches Schauspielhaus' unwürdig. Hier wäre die Kultursenatorin Frau Schuchardt wie auch der Hamburger Senat im Recht, ein Stopp zu verkünden.«

Die herzensallerliebste Forderung, den Unrat aus der Kulturstätte zu verbannen, käme Zadek gerade gelegen. (Nebenbei gefragt: Ist ihm diese Vorstellung von Unrat in der Kulturstätte nicht selbst eigen, hofft er nicht vielleicht doch auch auf die reinigende Kraft des Unrats? Durch Schmutz zu Reinheit und Feinheit? Saubermann Zadek?) Doch die Einschätzung des Publikums ist ihm abhanden gekommen. Die »schicken Leute«, denen er Botho Straußens »Der Park« zuordnen will, sind durch verbale Kraftmeiereien schon gar nicht zu schocken. Die schlafen bei, koitieren und ficken sowieso immer gleichzeitig, weil ihr Wortschatz, durch das viele Lesen vieler Bücher so viel größer ist als bei denen, für die ein Fick ein Fick bleibt, aus Lust oder/und Liebe. Und die anderen, die mit dieser Boulevardklamotte provoziert werden sollen, kümmert das Spektakel auf dieser Bühne sowieso nicht. Stück und Inszenierung spekulieren auf die Geilheit eines fiktiven Publikums, das - so die Unterstellung - überall dort Perversion wittert, wo Sexualität sich anders äußert als in baumwollenen Nachthemden, gestärkten Pyjamas und dem Ausschalten der Nachttischlampe als Startzeichen für den Vollzug einer Pflichtübung, deren schmutziger Charakter doch eigentlich eindeutig ist. Doch die sitzen nicht im Theater. Nicht in diesem und auch nicht in anderen. Sie sitzen in den Köpfen.

Das Publikum sind die netten jungen und auch nicht mehr ganz so jungen Leute von nebenan, adrett im Stil der Zeit gewandet, die sich all ihre Wünsche zu erfüllen wissen. Und sei es mit den »geilsten Anzeigen« auf irgendwelchen Sexkontaktmärkten: »Total versautes Paar, ohne Tabus, sucht die Bekanntschaft von Paaren und gutsit. Herren. Erlaubt ist alles. Er macht im Sexuellen alles mit, auch einz. stehen wir zur Verfügung. Sie liebt es, auch von 2-3 Herrn zusammen vernascht zu werden. Bitte Rückporto beilegen.« Mit Foto dazu, das deutlichst Auskunft gibt über Topfpflanzen, Sitzecken, Schrankwvände, Blümchentapeten, Bettüberwürfe, Ambiente, Innen- und Außenhäute. Die provozieren? Die beschämen? Die Herrenwitze des Duos Hopkins/Zadek erkennen sie als ihre eigenen wieder, sie lachen eben noch einmal, sie amüsieren sich, stacheln die Akteure durch Szenenapplaus auf, kichern und juchzen und fühlen sich ganz und gar nicht ertappt. Sie sind einverstanden. Vollkommen. Ihr Einverständnis schließt alle Diskriminierungen des Stücks mit ein. Pervers ist der Schwule, die Lesbe, die Ficknudel. Nicht pervers ist es, den Schwulen, die Lesbe, die Ficknudel zu spielen.

Provozierend nur die Schauspielerinnen in ihrer immer auch verletzbaren Nacktheit im Bühnenlicht. Sie müssen sich - anders als die drei Schauspieler bloßstellen mit Haut und Haaren. Was bringt es, daß die Zuschauer und Zuschauerinnen wissen und sehen, daß die beiden Frauen nicht nur topless, sondern auch sonst splitternackt unter den Kleidern sind? Da hält das ausgewichste Publikum dann doch den Atem an, lehnt sich vor, will dichter ran an diesen Video, der in einem Guckkasten vorgeführt wird, dessen Bildschirm geplatzt ist und plötzlich den Blick freigibt auf die Dreharbeiten. Stück,

Sprache, Inszenierung sind scharf auf den Voyeurismus heranwachsender Jugendlicher, wie sie in der Vorstellung des Schreibers, Übersetzers und Regisseurs existieren. Doch die sitzen auch nicht im Saal. Denen jedoch das Stück, die Inszenierung und die Besucher im Hamburger Schauspielhaus als Schaustück vorzusetzen, das gäbe für die das Theater, das sie schon immer vermutet haben in den verklemmten Bücherschränken ihrer Eltern. Sie, ja, sie würden sich bepissen. Vor Lachen ob der schmierigen Lächerlichkeit der Alten.

Konkret 01/85, S. 82

Eberhard Hübner

Bücher: Tatsächlich würde ich...

Urs Jaeggi: Versuch über den Verrat. Luchterhand 1984, DM 34,-

»Sich voll hineinbegeben? Wäre das der existentiell notwendige Einsatz? Oder das ambiguente Denken? Das unbedingte Geradestehen?« Fragezeichen, Fragezeichen: fast die Hälfte der Sätze (ich übertreibe natürlich) dieses Buches endet mit einem Fragezeichen. Das klingt zunächst nach kritischem Kopf, der die Dinge nicht selbstverständlich nimmt, sondern auf die Probe stellen will. Aber mit den Fragezeichen ist es so ähnlich wie mit gewissen Kopfbewegungen. Sparsam verwendet zeigen sie Entschiedenheit an, Ablehnung oder Zustimmung, im Übermaß gehen sie ins Gegenteil, in greisenhaftes Zittern über. Die Fragezeicheninflation des Buches wirkt auf mich wie eine intellektuelle Nebelmaschine: wer andauernd fragt, verbirgt damit vielleicht nur, daß er nach etwas Bestimmtem nicht fragen kann.

Und die ewigen Infinitive: »Die Seiten wechseln. Das Gegenteil von dem tun, was man getan hat. Neuanfangen...« etcetera. So geht das passagenweise. Je öfter ich so etwas lese, desto mehr verwandle ich mich in einen Parteigänger des konventionellen Aussagesatzes. Er verlangt vom Leser wenigstens nur, daß man ihn verstehen soll, und nicht noch zusätzlich Mitfühlen und Einstimmung. Den präzisen Kontexten entzogen, frei von den Lasten der Syntax schweben diese Infinitive (oder andere Satz-Stummel) über den Dingen, und das heißt: sie wühlen in den tieferen Schichten des seltsamen Zwischenreichs aus Intellekt und Seele, in dem die Besinnlichkeit angesiedelt ist.

Das Buch mißt also nicht seine Entfernung zum Leser ab, es setzt auf Nähe und Vertraulichkeit, kann zwischen Ich und Du und dem Rest der Welt so genau nicht unterscheiden. »Wir« sagt der Autor häufig, und ich weiß nicht ganz genau, ob er mich da einfach mitmeint. Oder: »Etwas, was du gestern mit voller Kraft getan hast, tust du jetzt nur noch lahm. Du tust es mit schlechtem Gewissen...« Fremde Sätze, die mir auf der Schulter herumklopfen, sind mir noch unangenehmer als fremde Hände. Warum sagt der Autor hier nicht einfach »ich« oder »man«? Ich kann es mir schon denken: die Schlichtheit solcher Sätze würde dann unabweisbar. Darum werde ich, der Leser, in den Arm genommen und vereinnahmt als jemand, dem es bitte genau so gehen soll. So ein Du sucht Bundesgenossen, und die hat es meistens auch bitter nötig. Denn wenn ein Satz suggerieren muß, seine Sache sei eigentlich auch die des Lesers, scheint er ihrer ja nicht sehr sicher zu sein. Und es gibt für Triviales auch nur eine einzige Möglichkeit, zu den höheren Bedeutungen aufzurücken, das ist die existentielle Kumpanei.

Damit ist alles Wesentliche über das Buch von Urs Jaeggi auch schon gesagt. Denn sein Inhalt sprengt den Rahmen, den diese Sprache setzt, nicht. Auf über dreihundert Seiten hat Jaeggi das aufgeschrieben, was er sich zum Leben denkt, und er hat dabei kein Thema ausgelassen, über das man heute so spricht: die Sprache der Liebe und das Posthistoire, Männerrolle und Atomkrieg, moderne Kunst und junge Generation, Beziehungsprobleme und Feminismus, Ästhetisierung des Faschismus und so weiter. Das ganze schwankt ständig zwischen Bekenntnis und essayistischem Anspruch, schlimmer: versucht den Kompromiß zwischen beidem zu finden und landet deshalb meistens – nicht immer – in betulicher Nachdenklichkeit. Exakt zeichnet Jaeggis Buch den Denk-Duktus ambitionierter Tagebücher nach. Wie sie angelt es zu schnell mit den persönlichen Erlebnissen nach den allgemeinen Wahrheiten und umgekehrt und scheitert deswegen an beidem.

Weder geht das Buch energisch mit den eigenen Erfahrungen um und kann sich ihren Überraschungen und Brüchen stellen (die Fragezeichenmanie verklebt solche Brüche nur mit Unentschiedenheit), noch gelingt es ihm, die sachlichen Zusammenhänge so zu fassen, daß das Zwingende an ihnen deutlich würde. So sind die Blößen des Subjektiven immer schon mit dem Mantel des Existentiellen umhüllt und die Denk-Löcher der Argumentation mit gewichtigen Sprachgebärden zugedeckt.

Das ist auch ein schlechter Rahmen für das Thema des Buches, das ihm seinen Titel gibt, den Versuch über den Verrat. Jaeggis Überlegungen kreisen immer aufs Neue um den einen Gedanken: wie ist Veränderung möglich ohne Verrat – an sich selbst, an den eigenen Ideen? »Die Sache ist nicht nur deshalb so knifflig, weil der Entscheid fürs Eine oder das Andere ein Entscheid ums Ganze ist: das Festlegen bringt den Verrat mit sich, ist Verrat, aber ebenso das Nichtfestlegen«, antwortet er etwa, oder: »Wer zu allem ja sagt, wird zermalmt. Und der Neinsager ist ebenfalls nicht gefeit«, ober: »Wer abseits steht, immer draußen sich aufhält, oder allen recht und unrecht gibt, weil er immer alle Seiten sieht, verrät zwar nicht. Er ist entwurzelt. Melancholisch. Einsam.« Solche Sätze – und das Buch ist voll von ihnen – streifen, gerade weil sie so ernst gemeint sind, immer auch das Lächerliche. Denn der Versuch, die moralischen Probleme im abstrakten Vorfeld literarischer Begriffe abzuhandeln, endet unweigerlich in den Platitüden von Lebensregeln, die, weil sie so allgemein sind, alles und nichts sagen und den Entscheidungen, in denen Moral sich auf die Probe stellen ließe, gegenüber ganz unverbindlich sind. Jaeggis Predigt hält sich lieber bei sich selbst auf als bei den Erfahrungen und alltäglichen Situationen, die die moralischen Allgemeinheiten vom hohen Roß herunterzerren könnten.

Deshalb taucht – zu häufig, als daß es sich überlesen ließe – in seinem Buch auch ein Begriff auf, den ich schon längst aus der Diskussion wähnte: der Begriff der Haltung. »Erst eine Haltung, auch eine existentialistische, die den Protest des Aufbegehrens nicht mehr kennt, gibt sich selber auf.« Nicht um Handlungen oder Erkenntnisse oder Erfahrungen geht es also, sondern um die Einstellung des Geistes und die rechte Gesinnung der Worte. Die kann gar nicht anders als sich immer nur selbst bestätigen. Sie landet nämlich nicht in der Reflexion der Wirklichkeit, sondern in ihrer Konstruktion nach Überzeugungsmustern: »Tatsächlich würde ich konkret auf mich zukommendes Unrecht nie mit der Rettung des Ganzen entschuldigen können. Ich würde handeln, würde versuchen, Widerstand zu leisten, würde Handlungen mittragen, selbst auf die Gefahr hin, daß dies in Selbstzerstörung endet.« Nein, Bekenntnispathos im Konjunktiv: das heißt nun wirklich, dem Papiertiger glauben, daß er ein echter ist, nur weil er ein bißchen die Stirn in Falten legen kann.

Konkret 01/85, S. 83

Bücher

Prominente nennen neue und alte Lieblinge

Eine 5-Minuten-vor-24-Umfrage im Konkrethaus hat ergeben:

□ □□□□□ □ □□□□□ wünscht sich Schuber 2 (enthält die Langgeschichten der 40er) der amerikanischen auf 10 Schuber à drei Bänden angelegten Gesamtausgabe von Carl Barks: die Carl Barks Library (Another Rainbow Verlag, USA). Übrigens: C.B. ist der berühmteste Donald-Duck-Zeichner, über 80 jetzt und nur als »the good artist« bekannt.

□ □□□□ □□□□□ □ □□□□□ möchte ihren Kindern »Die kleine Hexe« kaufen. Ausgang und Autor der Geschichte weiß sie nicht mehr, weil sie ihr noch im Vorschulkindergarten vorgelesen wurde. Aber es war das schönste Buch.

□ □□□□□ □ □□□□ liest David Kahn: The Code Breakers. The Story of Secret Writing. (Mac Millan 67, auch als Taschenbuch). Es sei die Kulturgeschichte der Kryptographie, sagt er; von jenem alten Griechen angefangen, der es fertigbrachte, das Alphabet mit 10 Fingern darzustellen (das erste digitale System) über mittelalterliche Geheimschriften, die Technik der Verschlüsselung bis zu modernsten Methoden, mit denen die Systeme sich vor unseren Beraubungen zu schützen versuchen.

□□□□□□ □ □□□□ verschenkt nicht zum ersten Mal und »vornehmlich in die DDR« den Herrn der Ringe von Tolkien, – weil sie ihn selber schon dreimal gelesen hat, und es war nicht das letzte Mal.

□□□□□□ □ □□□□ kommt seit acht Monaten nicht mehr zum Lesen: »seit unser Kind da ist«. Aber sein nächstes Buch wird sein: Des Christoffel von Grimmelshausen abenteuerlicher Simplicissimus.

□ □□□□□□□□ □ □□□□□□ hat Lust, zu verschenken, von Truman Capote: Musik für Chamäleons zu verschenken, weil sie gerade von Truman Capote: A Tree of Night liest, eine Geschichtensammlung.

□ □□□□□□ □□□□□□□□□ hat auf Empfehlung Die Wand von Marlen Haushofer gelesen, einen Roman, den er nun selber weiterschenken möchte.

Für □ □□□□□□□ □□□□□□□ gibt es sowieso nur eines: Leben und Meinungen des Tristram Shandy von Lawrence Sterne. »Das ist ein Lesebuch«, sagt er bündig.

□ □□□ □□□ □ □□ □□□ sagt: »Horst Tomayer, Deutsche Gespräche (obwohl der Sack wieder den Termin überzogen und die Redaktion verladen hat: aber Tomayer als Luis Trenker im Gespräch mit Ernst Jünger – dafür geb ich ein Schock Goethe-Preisträger leicht hin)«.

□ □□□□□□ □ □□□□ verschlingt gerade von Peggy Parnass: Unter die Haut und will es der Freundin schenken.

□ □□□□□ □ □ äußert Leselust bei der: Schaulust am Elefanten von Stephan Ottermann. »Es paßt zu meinem Interesse an Schievelbusch«, finde er.

□ □□□□□□ □□ □ □□□□ schenkt auf Wunsch, aber auch von Herzen das Grimmsche Wörterbuch im dtv-Nachdruck.

□ □□□□□□□□ denkt an Oskar Maria Graf: Wir sind Gefangene. »Das verschenk ich im Augenblick laufend, und eine schöne Ausgabe ist es außerdem« (Büchergilde).

□ □□□□□ □ □□□□ lauert auf den neuesten Vonnegut, Kurt. Den »Galgenvogel« nämlich.

□ □□□□□□□□ □□□□□ hat schon so nervend häufig von Jorge Luis Borges gehört, fast schon drohend aus dem Vogelsberg z. B ., daß es jetzt mal Zeit wird mit ihm.

□ □□□□□□□ □□□□□ will Schnüffler werden, unter Anleitung von Alain Corbin: Pesthauch und Blütenduft. »Schade, daß Papier nicht riecht.« Oder vielleicht doch nicht .

□ □□□□□□□ □□□□ vertraut uns den Marquis de Sade an: »Als Vademecum gegen die tranigtutige Lybeslierik in diesen unseren Tagen«.

Konkret 01/85, S. 84

Christel Dormagen

Bücher

Eine Liebesgeschichte

Marina Cvetaeva: Erzählung von Sonecka. Aus dem Russischen von Margarete Schubert. Lilith Verlag Berlin 84, DM 32,-

Der kleine Frauenbuchladen und Verlag Lilith macht es sich schwer, indem er viel wagt: Er gibt wenige, zarte, in der Literaturgeschichte verborgene, sehr schön gestaltete Bücher heraus: Unica Zürn, Clarisse Lispector, Gertrude Stein. Und jetzt die (berühmte, aber wenig wirklich bekannte) russische Lyrikerin, Erzählerin, Essayistin, Dramatikerin Marina Cvetaeva. Die »Erzählung von Sonecka« wurde 1938 geschrieben, aber vollständig auch erst 1979 in der UdSSR veröffentlicht. Jetzt liegt sie aber in einer ausgezeichneten deutschen Übersetzung vor.

Es ist eine strahlende und eine trauernde Liebesgeschichte, die keine ist: 1919 lernt Cvetaeva die Schauspielerin Sonja Gollidej kennen. Ein knappes Jahr sehen sie einander, reden reden reden dunkle Nächte und dunkle Tage durch . Es ist die aufgelöste und arme Hungerszeit der Nachrevolution. Der Mann der Cvetaeva ist noch im Krieg, und sie muß zwei Kinder ernähren.

Und sie ist von Sonja hingerissen. Von diesem auf Männerglanz angewiesenen und gleichzeitig unabhängigen leuchtenden, scheinunschuldigen Mädchenwesen; von dieser Frau, die es fast zerreißt zwischen Lebensfröhlichkeit und Todestraurigkeit. 1937 erfährt die Dichterin dann im Pariser Exil von Sonjas Tod. Und sie erschreibt aus der Erinnerung – Notizen und Briefen - jene heftige gemeinsame Zeit eingestanden/uneingestandener Liebe. Und jene Zeit und dieses literarische Werk lesen sich wie gerade gestern geschehen und morgen geschrieben.

Swami Adorno

Initiative Sozialistisches Forum Freiburg (Hrsg.): Diktatur der Freundlichkeit. Über Bhagwan, die kommende Psychokratie und Lieferanteneingänge zum wohltätigen Wahnsinn. Ça ira Verlag Freiburg 84, 215 Seiten, DM 9,80.

Das Sozialistische Forum in Freiburg hat – gewissermaßen als Gegengift – eine Aufsatzsammlung gegen den ebenfalls in Freiburg zunehmend grassierenden Raineeshismus herausgegeben. Merkwürdigerweise passierte mir beim Lesen etwas sicher Unbeabsichtigtes.

Das Buch präsentiert eine Überfülle der dialektisch-kritischen Enttarnungen der Freundlichkeitsdiktatur, der neuen Sektensucht, des Therapiewahns, der Öko-Disziplinierung. Am meisten wird Adorno zitiert, und er schlägt auch sprachstrukturmäßig am meisten durch. Da die Entlarvung des Gegenstandes – die falsche Wirklichkeit – nun immer schon feststeht (Adorno hat vor den 70ern geschrieben) vor ihrem neuen konkreten Gegenstand: dem Bhagwanismus, wird mir von Artikel zu Artikel deutlicher, wie das kritische Instrumentarium selber zum Herrschaftsmittel geraten kann, das vor seinem Gegenstand erblindet. Dabei war (?) ich auch süchtige Adornoleserin und -benutzerin. Vielleicht hätte ER selber diese irritierende Erscheinung: Verdinglichung genannt und vor ihr gewarnt.

Natürlich gibt es im genannten Buch plattere und klügere Formen dieser Methode. Am schönsten finde ich persönlich z.B. die Filmnotizen. »Daß ausgerechnet die Betroffenheit den Leninismus entwaffnet hat, nein, das ist nicht gerecht. Der Abgang hätte würdiger sein können, doch mit einem Schlag war das letzte Reservat der ML im Film, der Dokumentarfilm, abgeräumt. Daß die Parteilichkeitsfilme im Journal der Moden rubriziert wurden und nicht unter der Sparte Wege zur Weisheit und Wahrheit, wurde rasch verstanden . «

Und nützlich wird mir das Buch nun doch auch auf jene unvorhergesehene Weise: Wie wenig nützt doch unser aller Schreibergestus des entsetzten Besserwissens, des strafenden Für-Dumm-Erklärens. Die Lust des Durchschauers trifft sich nie mit der Lust des Verführten, weil beide nicht miteinander reden. Und beide nähren jeweils immer nur das Befriedigungsbedürfnis des eigenen Lagers.

Uns Männer

Männertraum(a). Ein Lesebuch für Erwachsene. Hrsg. Heinz Körner und Roland Kübler. Lucy Körner Verlag 84, DM 15,-

Zitatanfang: »Dabei muß bedacht werden, daß im Grunde Frauen das sexuell stärkere Geschlecht sind; schon durch ihre körperliche Situation kann jede Frau jedem Mann an sexueller Aktivität überlegen sein...

Außerdem sprechen noch ein paar Faktoren für die Aufrechterhaltung des Monopols auf Vergabe von Sex durch die Frauen: Zu Beginn vieler Beziehungen geben sich Frauen häufig, nach anfänglichem Zieren, sexuell aktiver und interessierter als nach längerer Beziehung oder in der Ehe, wo sie dann oft sogar froh sind, wenn sie in Ruhe gelassen werden. Warum diese Schau...

Es wird Zeit für uns Männer, wieder zu einer Männlichkeit zu finden, die frei ist von Zwängen, die auch frei ist von Macht. Erst in jüngerer Zeit wird Männlichkeit mit Macht gleichgesetzt, und das ist natürlich absoluter Blödsinn....

Dazu ist es notwendig, innerlich frei zu werden von Klischees, Rollen und Erwartungen. Es geht darum, bei aller Unterschiedlichkeit, bei allen Gegensätzen, Yin und Yang zu vereinigen.

An diesem Punkt fällt mir auf, daß der Kampf des Mannes gegen die Frau in der Ausbeutung und Vernichtung der Erde (als Symbol des Weiblichen) einen traurigen Höhepunkt findet...

Gewalt ist somit die letzte verzweifelte Tat des Mannes gegenüber der Stärke der Frau«, Zitatende.

Böser Computer

Georg Seeßlen, Christian Rost: Pac Man & Co. Die Welt der Computerspiele. rororo computer 1984, DM 12,80

Man muß es den Rowohlts lassen. Ihr wahnsinniger Alltagskulturerfassungsapparat, der auf jede Subkulturzuckung wofern sie sich mit der Warenwelt verschlingt - blitzartig reagiert und das Gebrauchsbuch zum jeweiligen XYZ-Trend produziert, - dieser Apparat bringt eben auch Bücher hervor, die gar nicht übel sind. 'Pac Man' z.B. Die zwei Autoren erledigen das Phänomen: Computer - und Videospiele total, gründlich und sogar spannend; dazu noch ein bißchen frech glitzernd, wie es halt jetzt Jargonmode ist. Trotzdem finden sie ein paar listige Antwort- oder besser Denkhypothesen zu einigen der leidigen Kulturbedenken gegenüber den bösen Computern, die unsere Welt, unsere Kinder, unsere Phantasie zerstören.

Allein das Kapitel über Gewalt (»Der Krieg auf dem Bildschirm«) ist den Kaufpreis wert. Oder das über die Sinnproduktion des Computers: »Die semantische Katastrophe erreicht ihr großes Ausmaß ja vor allem durch ihre eigne Leugnung. Die gesellschaftlichen Institutionen beharren hartnäckig auf einer 'sauberen' Trennung zwischen Fiktion und Wirklichkeit, mit der im Leben eigentlich gar niemand noch was anfangen kann. Dabei funktioniert die Angst vor dem Computer nur auf Grund dieses Dualismus von real und fiktiv. Es ist die Fortsetzung unserer romantischen Furcht vor dem 'Einbruch' der Fiktion in die wirkliche Welt.«

Konkret 01/85, S. 86

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Ein Redakteur der »Frankfurter Allgemeinen«, der sich, wie wir noch sehen werden: zurecht, mit »M.G.« abkürzt, lobt das Wahlergebnis von Grenada:

Das Wahlergebnis in Grenada ist eine blamable Niederlage, eine peinliche Bloßstellung für das sozialistische Lager.

Er meint: des sozialistischen Lagers – doch eine Bloßstellung kommt selten allein.

Wer den Jubel bei der Landung der Amerikaner erlebt hat, der wußte, daß sich die Grenadier damals tatsächlich befreit fühlten,

ja es dauerte fast zwei Wochen, bis die letzten Salutschüsse verhallten. Endlich waren die 110.000 Grenadier das »Grüppchen« der Männer um Maurice Bishop los, das die Opposition

bedrohte. verhaftete und folterte,

denn nur was man erfindet, hat man exklusiv. Zwei Tage nach der Salve des »M.G.« druckte die »FAZ« diese zwölfzeilige Meldung:

Bei den Wahlen auf der Karibikinsel Grenada hat die siegreiche New National Party (NNP) 59 Prozent der abgegebenen Stimmen erhalten. Von den 110.000 Grenadiern waren 70.000 wahlberechtigt. Um an den Wahlen teilzunehmen, mußten sich diese in ein Wählerverzeichnis eintragen. Das haben 48.000 Grenadier getan. Die Wahlbeteiligung dieser eingeschriebenen Wahlinteressenten betrug 85 Prozent.

Immerhin gibt die »FAZ« den wenigen ihrer Leser, die beim Prozentrechnen nicht geschlafen haben, eine reelle Chance: 85 Prozent von 48.000 sind 40.800. Davon haben 59 Prozent die NNP gewählt, macht 24.072 Wähler. Und das sind 34,4 Prozent der Wahlberechtigten. Sie haben dem sozialistischen Lager eine blamable Niederlage bereitet. Die GIs, die über die ordnungsgemäße Abwicklung der Wahl wachten, sollen von dem Jubel der Wähler überwältigt gewesen sein. Sie hatten sicherheitshalber den »M.G.« im Anschlag.

Überhaupt: Demokratie – eigentlich, also ganz unter uns »FAZ«-Redakteuren, so ganz eigentlich das Richtige ist es nicht:

In endlosen Sitzungen wird man das leidige Thema weiter hin- und herwälzen... Da wird auf halbem Wege schon wieder populistisch gedacht. Man meint, man müsse und könne das Wählerverhalten durch politisch-optische Zugeständnisse zu seinen Gunsten wenden. Man hat ewig Angst, Stimmen zu verlieren... Der Bürger möchte auf klare Fragen klare Antworten. Er will kein Dauerpalaver, sondern Taten.

Laden Sie durch, Kamerad Jürgen Eick! Wähler, Sitzungen, Diskussionen, Stimmen, Mehrheiten – alles Populores. Klare Fragen: Butter oder Kanonen? Klare Antworten: MG 34,4 und druff. Dann macht sogar die Demokratie wieder Spaß, was?

Weil aber auch die Etappe ihre frohen Stunden kennt, dichtet sich die »FAZ« gern mal einen:

Die Gemeinschaft ist die Kuh, die gemolken werden kann, und sie bietet die Plattform. Wer würde von Papandreou sprechen, wenn er nicht ständig in der EG und in der Nato den Paradiesvogel spielen könnte,

der die Kühe melkt, sofern sie eine Plattform bieten? Kein Schwein, nicht mal die »FAZ«.

Wenn der Zehntausendmark-Journalist Michael Jungblut die Kürzung von Arbeitslosen-, Sozialhilfe- und Mutterschaftsgeldern mit dem Zuruf begleitet:

Der Sozialstaat wird zum Moloch –

muß ich dann meine gute Kinderstube beweisen und darauf verzichten, dem Dividendenredakteur der »Zeit« Bescheid zu tun, zu welchem Loch er wird?

Damit man aber sieht, daß ich auch einen Diener zu machen gelernt habe:

Marion Gräfin Dönhoff zum 75. Geburtstag: Leben in vielerlei Welten (S. 9-13)

Ich reihe mich gern ins Defilée der Gratulanten ein, ganz hinten, mit einem Sträußchen Kamille und dem herzlichen Wunsch: Nu lassenses aber auch gut sein!

Der Kulturreferent der Grünen im Bundestag hat gekündigt, und wie man aus Todesanzeigen erfährt, daß einer gelebt hat, so auch hier. Dieser Paul Pauly hat sogar seinen eigenen Nachruf verfaßt:

Wenn ein kultureller Gesamtbegriff existieren würde, könnte man große Teile der Politik daran ableiten. Neben Frieden und Umwelt würde sich Kultur als drittes Standbein der Grünen anbieten. Andererseits muß man die Praxis sehen. Ich hatte ein Hearing geplant zur Vorbereitung der Bundestagsdebatte über die Kultur. Jemand vom Goethe-Institut wollte kommen. Beuys und Kluge hatten zugesagt, andere Kulturschaffende sollten dabei sein, um mal ein Meinungsbild zu erstellen. Mein Problem war es, daß wahrscheinlich von der Fraktion sich keiner bemüht hätte. Hier gibt es auch keinen in der Fraktion, der eine kulturelle Sozialisation genossen hätte, der schon früher in dem Metier gearbeitet hat. Was in Hamburg, Köln oder Frankfurt abläuft, kann man von hier aus nicht in den Griff kriegen. Wenn du dann Eckpunkte oder Richtlinien überstülpst, kommt schnell der Punkt, wo nur noch Abhakmechanismen funktionieren. Kunst muß betroffen machen, so betroffen, daß man sie in die eigene Wirklichkeit umsetzt.

Also etwa ein Meinungsbild malt, die Eckpunkte überstülpt, sich das dritte Standbein abläuft oder am Gesamtbegriff ableitet, bis Beuys, Kluge und jemand vom Goethe-Institut, die früher in dem Metier gearbeitet haben, das Hearing abhaken. Aber das setzt natürlich den Genuß einer kulturellen Sozialisation voraus.

Die Reporterin Birgit Lahann vom »Stern« ist nicht auf Kujau reingefallen, aber sie hat sich dafür von einem Sachsen aufbinden lassen, er sei der Lothar Späth:

Jäden Tag gäb'n die uns eins vors Schienbein und am Abend sag'n sie: Gell, aber wir gäh'n zusammen... Wir gäh'n in den Wahlkampf... So geht's nit...

Und dabei ist er schon zwölf Jahre tot, der Walter Ulbricht, gell? Was hat's denn diesmal gekostet?

Die Logik der »Bild«-Zeitung:

Wer hat nicht schon geflucht, wenn er am Flughafen von Polizisten abgetastet wurde? Noch wissen wir nicht, wie die Flugzeug-Entführer in Frankfurt die Kontrollen umgangen haben. Wir wissen jetzt aber, daß diese Kontrollen wirklich nötig sind.

Den Entführern würde ja sonst richtig was fehlen.

Demokratie, um den Reigen zu schließen, könnte so schön sein, wenn bloß die blöden Wähler nicht wären:

... was als systembedingte Eigenart der Demokratie bezeichnet worden ist: Da es in jedem Gemeinwesen in der Regel mehr Narren als Weise und mehr Hasenfüße als Helden, mehr Sünder als Heilige und mehr Habenichtse als Wohlhabende gibt, sind die Narren und Hasenfüße, Habenichtse und Sünder stets mehrheitsfähig. Wer gewählt werden will, muß sie berücksichtigen. Dies ist die durchaus übliche, aber dennoch keine ideale Voraussetzung für gute Politik.

Das stammt vom Chefredakteur der »Welt am Sonntag«, der Zeitschrift des weisen, wohlhabenden, mutigen Heiligen Axel Springer. Es ist doch seltsam, wie böse und ängstlich die Bürgerpresse Völker betrachtet, deren feige, verkommene, neidische, doofe Mehrheit jüngst den Kohl und den Reagan gewählt hat. Liegt es vielleicht daran, daß es fast unbegreiflich ist? Gingen die Kälber tatsächlich hin und wählten ihre Metzger – ja, wozu sind die denn noch fähig !